

Zur
Gemeinlichen Gesellschaft
von
George Allan.

Inv. 13925

Inv. 89502. -

Inv. 10954.

Aus der

306309

Rumänischen Gesellschaft.

Zwei Romane

von



George Andra.

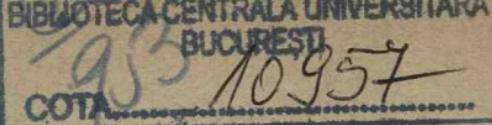


Donațiunea Maiorescu

Leipzig, 1882,

Verlag von Fr. Thiel.

83-31



CONTROL 1955

1961

PC 66/05

B.C.U.Bucuresti



C15338

I.

*R a d u. *)*

(1877.)

*) Dieser Roman erschien zuerst unter dem Titel: Numäntische Gesellschaft im 41. Heft — August 1880 — in „Nord und Süd“, jedoch in theilweise verflümmelter Form.



I.

Fürst Fermanu gab seinen großen Winterball, mit dem der Carneval abschloß.

Das alte Bojaren-Palais lag im Hintergrunde des Hofes; rechts und links von dem hohen Eisengitter, das denselben von der Straße trennte, standen die Wachthäuser, in denen sich zur Regierungszeit Fürst Nikolaë's, des Vaters des jetzigen Fürsten, welcher zehn Jahre lang die Wallachei beherrscht hatte, die Leibwache befand. Jetzt waren sie verödet und nur durch die Pechfackeln erkennbar, die ein helles, wenn auch unheimliches Licht auf die Einfahrt-Pforten warfen. Die Rampe des Palais war durch Gasflammen glänzend erhellt. Wagen um Wagen fuhr seit 10 Uhr vor, ganz Bukarest war geladen und ganz Bukarest hatte sich eingefunden.

Im dritten Zimmer des ersten Stockwerks, dessen Niedrigkeit bei der Pracht der Einrichtung merkmürdig auffiel (es war eben ein alter Palast), inmitten dunkelroth ausgeschlagener Möbel, vor einer Gruppe prachtvoller Gewächse, stand die Fürstin Zoë Fermanu im Schmuck ihrer Jugend und Schönheit. Eine hohe, volle Gestalt, glänzende blaue Augen, wellige blonde Haare und eine stark gebogene Adlernase gaben ihr einen Herrscherthypus. Ihre lichtweiße Toilette war trotz ihrer anscheinenden Einfachheit überaus kostbar, Perlenschnüre umwanden das Haar, den Hals und die wunderschönen Arme, auch das Kleid war um den Ausschnitt mit einer Perlreihe geschmückt. Sie empfing die Damen, die ihr Gatte am Arm

zu ihr hineinführte, mit verbindlichem Lächeln und grüßte mit freundlicher Anmut die Herren, die an ihr vorbeidefilirten.

„Da ist er, der Held des Tages; Zoë, ich stelle Dir in meinem Freunde Radu Vulsteano die Zukunft Rumäniens vor“, rief der Fürst, während die Fürstin erst Frau Vulsteano begrüßte und dann, sich zu Herrn Vulsteano wendend, sagte:

„Ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß sie nach der anstrengten Debatte gekommen sind! Nun ist mein Fest erst festlich, Bukarest hätte mir einen Abend ohne Sie nie verziehen!“

„Mir scheint in ihrem gütigen Wort der Mann ein wenig unter dem Redner zu leiden, Prinzessin!“ erwiderte Vulsteano.

Wie sie etwas entgegnen konnte, kamen andere Gäste, und die Fürstin glaubte geistreich genug gewesen zu sein.

Olga Vulsteano trat in den Tanzsaal ein. Von allen Seiten beeilte man sich, sie wegen ihres Mannes glänzender Kammerrede zu beglückwünschen, dann wegen ihrer geschmackvollen, hellgrünen Toilette, und schließlich näherten sich die um einen Tanz Bittenden. Olga war sehr zufrieden. Ihr dunkelbraunes Auge strahlte froh auf das bunte, ihr so bekannte Ballleben, ihr Mund lächelte und ließ die Spitzen der kleinen weißen Zähne sehen. Sie machte den Eindruck einer hübschen und angenehmen Frau, ihr ganzes Wesen atmete eine gewisse Ungezwungenheit und Seelenruhe. Ihr braunes Seidenhaar, merkwürdig weich und anschmiegend, schmückte kunstvoll den klassisch kleinen Kopf; wäre ihre leicht gebogene Nase nicht ein wenig zu groß gewesen, und hätte eine nervöse Beweglichkeit um den Mund nicht von starker Sensitivität gesprochen, würde man sie für recht unbedeutend gehalten haben — „eine hübsche Frau“, weiter nichts.

„Ich möchte erst ein wenig mit Marie Murano plaudern“, wandte sich Olga an Veresco, den schlanken, blonden Herrn, dem sie an der Thür den Arm gereicht, „nachher führen Sie

mich zu Ihrer Frau, und dann wollen wir die Quadrille tanzen; Rundtänze mag ich heute nicht".

Beresco war ein Freund ihres Mannes und galt für Olga's treuesten Anbeter.

Frau Maria Murano hatte wirklich gerade einen Augenblick Zeit, und diesen benützend sagte ihr Olga flüsternd:

„Denke Dir, dieser unverschämte Baloglu hat an Sofie's Mann einen Brief geschrieben, er verbäte sich, nach dem, was mit Stavros vorgefallen sei, daß sie noch in sein Haus kämen. Thu' mir den Gefallen und ignorire ihn vollständig, das sind wir Sofie schuldig.“

„Dieser Baloglu! Man merkt ihm doch den Parvenü an“, entgegnete Frau Murano, und während sie ihre Freundin zu rächen versprach, lorgnettirte sie durch den ganzen Saal nach ihm.

Olga ging nun auf Frau Beresco zu, die sich am Arm des jungen Strumo gerade zum Tanz anschickte: „Euphrosine, nur einen Guten Abend, ehe Du weiterfliegst. Bist Du Sonnabend bei Félicie?“

„Bei Félicie, wo man Bresco's neues Stück liest und ich womöglich zwei Stunden still sitzen und aufpassen soll? Da zieh' ich die Traviata vor. Vielleicht komme ich nach dem Theater. Ist Dein Bruder Costica da?“ flüsterte sie leise.

„Ich denke, er wollte kommen“, entgegnete Olga zögernd.

„Dann erscheine ich also bald nach elf!“ und die übermuthige, glänzend schöne Frau wirbelte im Tanz davon.

Cardineanu und Beresco bewarben sich bei Olga um die Ehre des nächsten Tanzes. Beresco trat zurück, da Lanciers und nicht Quadrille gespielt wurde, und sie ihm nur letztere versprochen hatte.

„Ihr Gatte hat superb geredet“, begann Cardineanu das Gespräch, „das Ministerium ist in arger Klemme, es muß sich nach diesem Angriff entscheiden und wird, wie ich stets vorausgesagt habe, wegen seiner Russenpolitik fallen. Niemand im Lande will den Krieg.“

„Meinen Sie wirklich?“ sagte Olga Leichthin. „Aber Sie vergessen Ihr Compliment!“

„Was mag er wollen?“ dachte sie, „er läßt mich doch sonst mit seiner Politik in Ruhe. Radu muß viel Chance haben, Minister zu werden und er wünscht jemand in der Verwaltung unterzubringen.“

„Sind Sie persönlich Russenfeindin?“ fuhr Cardineanu fort.

„Ich?“ lächelte seine Dame, aus der Tour der Moulinets zurückkehrend, „ich habe überhaupt keine politische Meinung!“

„Das machen Sie mir nicht glauben. Ich habe heute in der Kammer Ihre gespannte Aufmerksamkeit bewundert!“

„Dann werde ich Sie beim Präsidenten anzeigen, weil Sie, anstatt aufzupassen, uns Damen beobachten und noch dazu schlecht, denn sonst hätten Sie merken müssen, daß ich mir den Kopf zerbrach, ob Elise Radescu's Toilette Faillé oder Cachemire war. Ich dachte schon daran, den Augenarzt zu consultiren, weil mir doch sonst auf so kurze Entfernung keine so wichtigen Zweifel kommen. Doch jetzt sind Sie erlöst! Führen Sie mich ein wenig zur Fürstin, sie sieht heute brillant aus, und wie gut ihr die nicht gespielte Apathie steht!“

Die Prinzessin ging von Gruppe zu Gruppe. Die Herren sprachen meistens von Politik, unter den gemischten Gruppen war die Unterhaltung nicht verständlich für einen Augenblicks-zuhörer: Witze, Spielereien, Andeutungen. So begnügte sie sich meistens mit einem hingeworfenen Wort und ihrem angenehmen Lächeln und ging weiter.

„Welch' beneidenswerther Fächer! Er bedeckt seit fünf Minuten die eine Hälfte Ihres Gesichtes!“ Damit trat Radu Vulsteano an die stolze, junge Wittwe Catarina Glogorno heran.

„Brauchten Sie diese Redensart um mir Guten Abend zu sagen?“

„Ich vermochte bisher nicht, den Kreis Ihrer Verehrer zu durchdringen!“

„Nein, Sie waren zu voll von Ihrer Politik, um sich um eine Frau zu kümmern“, sagte sie hart.

„Muß ich es Ihnen erst sagen, wie gleichgültig mir politische Erfolge sind?“

„Wirklich gleichgültig?“ entgegnete sie schnell. „Mir war so bange, als ich Sie bewundert und umgeben sah, daß Ihr Herz daran hing!“

„Aendert sich ein Männerherz so plötzlich?“ fragte er, ihr zärtlich in die Augen schauend.

Sie sah sich scheu um, dann antwortete sie: „Und warum haben Sie geredet, ohne mich zu benachrichtigen, für wen war es?“

Er lächelte ein wenig bitter.

„Sind sie stets dieselben, die Frauen, immer voller Persönlichkeit?“

Frau Glogorno wandte den Kopf ein wenig und sagte laut: „Herr Mereanu!“ Als dieser herantrat, fuhr sie fort: „Was ist Ihre Meinung, Herr Vulsteano behauptet eben, Coppée würde Musset nie erreichen, Sie kennen ja unsern Freund, er ist immer mehr mit allem Anderen, als mit seinen Erfolgen beschäftigt.“ Mereanu, wie ein Uhrwerk, gab eine ganze Abhandlung über die neue französische Literatur zum Besten, während Radu Vulsteano sich nach einigen Minuten zurückzog.

„Wenn es Krieg giebt, ziehe ich mit, ich kann das Leben mit Deinem Hohn nicht ertragen“, sagte Joan Maraschesco zur schwarzen Coralie Bresco, seiner Cousine.

„Wenn Du mit in den Krieg ziehst, thust Du es, damit Dir Dein Gut nicht Schulden halber verkauft wird, sondern Du von dem Moratorium profitiren kannst!“ erwiderte sie.

Er lachte und sie lachte, und Beide gingen dann an's Büffet, Eis zu schlürfen.

Man tanzte jetzt Quadrille. Veresco erbat sich Olga's Hand. Die ersten Takte tanzten sie schweigend. Olga's Augen

schweiften suchend durch den Saal, ihr Mann war aber nicht zu sehen, er tanzte nie; ihre ganze Bekanntenwelt streifte sie so mit Blicken, und es überlief sie ein nervöser Schauer. Sie lehnte ihren Kopf einen Augenblick an die Wand hinter ihr, und sagte, tief in Verescos Augen schauend:

„Mir ist Alles so langweilig, mich eekelt Alles an! Plötzlich, urplötzlich, mitten in der rauschenden Musik überkommt mich ein Gefühl der Verzweiflung“.

Er sah sie besorgt an:

„Wie kommen Sie, gerade Sie, zu solchen Gedanken? Sie müssen sich übermüdet haben! Den ganzen Tag der Kammerdebatte folgen, Mittagsgäste empfangen und dann die Nacht durchtanzen, das ist zu viel, selbst für Ihre jugendlichen Nerven“.

„Bin ich noch jugendlich? Ich habe in dem ewigen Einerlei ein Gefühl des Alters bekommen!“

„Sie darf man noch fragen: Wie alt sind Sie?“

„Ich bin im Herbst vierundzwanzig Jahre alt geworden. Man sagt so oft, daß die Frau erst in dieser Zeit sich zu ihrer geistigen Reife entfaltet, ich hoffe, das ist ein Irrthum, denn sonst bedeutete bei mir Reife Weltüberdruß!“

„Und muß das nicht in unseren Verhältnissen die Folge jeder tieferen Weltanschauung sein? Bei uns rettet nur Eines vor Schmerz, das ist „die Todesgleichgültigkeit“, in der wir erstarren, wenn ich das schöne Wort Ihres Mannes gebrauchen darf . . .“

„Wir führen merkwürdige Ballgespräche“, unterbrach ihn Olga mit der instinctiven Furcht der Frau vor Denktiefe.

„Sagen Sie mir lieber, was Ihr Junge macht?“

Eine Wolke zog vor Veresco's Auge. Sah er sein kleines, den Dienstleuten überlassenes Kind vor sich, oder war ihm Olga's scheinbare Neue, ein ernstes Gespräch begonnen zu haben, peinlich? Er versank in Schweigen für den Rest des Tanzes, während Olga sich mit ihrem vis-à-vis neckte.

In einer Gruppe junger Männer, welche die Erfolge von Stavros neuem Kenner und die Impertinenzen von Libette, der neuen Café-Chantant-Sängerin besprachen, wurde plötzlich auch die Aussicht eines Krieges erwogen.

„Bei uns Krieg?“ sagte Basleam, „lächerlich! Wir sind ja keinen Schuß Pulver werth!“

„Ja“, sagte Coco, „es gab noch eine Sache, die bei uns nicht descreditirt war, das ist der Krieg, den brauchen wir, um ihn auch in's Lächerliche zu ziehen!“

„Ich gehe jedenfalls mit“, sagte Stavros, „wir haben lange genug Soldaten gespielt, um uns zu schämen zurückzubleiben.“

„Wird Bulteano's Appell an den Patriotismus der Regierung nützen?“ fragte Bresco seinen Freund Cardineam.

„Wenn wir ein ander Land wären, würde er nicht so verhallen!“

„Ich glaube“, sagte Murano herantretend, „ich glaube, daß Bulteano vom Ausland bezahlt war, so zu reden?“

„Ach! — Wirklich? Im Uebrigen, bei uns ist Alles möglich!“

„Nach dem, was ich auf den Tribünen gehört, scheint mir, daß die Regierung ihn selbst veranlaßt hat, sie anzugreifen“, meinte Baloglu.

Fürst Termanu, der hinzutrat, war aber der Ansicht, daß Bulteano einzig und allein, um an's Ministerium zu kommen, geredet habe. „Für Russland, gegen Russland, das ist ihm ganz einerlei.“

Und sie traten sämmtlich noch ein Mal an Radu Bulteano heran, um ihn wegen seiner muthigen, patriotischen Rede zu beglückwünschen.

Nach einer Stunde, gegen vier Uhr, fuhr dieser mit seiner Frau nach Hause.

„Welch' mächtigen Eindruck Deine Rede gemacht hat, Radu“, sagte Olga zärtlich. „Alle waren voll Deines Lobes.“

„Ich glaube sehr oberflächlich“, entgegnete er. Sie lachte ein wenig bitter auf:

„Oberflächlich! Ist irgend etwas bei uns anders, als oberflächlich! Meinst Du nicht, daß es mir das Herz bricht, wenn ich sehe, wie Du Deine Jugendkraft, Dein Genie einem Lande, einem Volke weihest, das nie im Stande sein wird, dieses unendliche Opfer zu begreifen?“

„Gehörst Du nicht auch zu meinem Volke und Veresco und die vielen anderen Freunde?“

„Die nichts als Neid für Deine Größe haben! Und was das Schlimmste ist, Du rettest uns auch nicht mehr!“

„Liebe Olga“, sagte er sanft, „Jeder muß dem Volke, dem er angehört, sein Bestes geben, und wenn es auch nur dazu wäre, daß einmal das Durchschnittsmaß seiner Nation höher ausfällt. Du hassest die Engländer, aber Du liebst Shakespeare, und Shakespeare muß vertheilt werden auf alle Engländer, wenn Du die Nation beurtheilst.“

Damit fuhren sie in ihren Hof ein.

„George“, sagte die Fürstin Fermanu, als alle Gäste sich verabschiedet hatten, und das Ehepaar sich in seine Gemächer zurückzog, „man sprach heute so viel von Busteano's Rede, ist wirklich etwas daran?“

„Nein, mein Herz. Nur thut man gut, sich den Mann zum Freunde zu erhalten, er muß mächtige ausländische Beziehungen haben“, entgegnete der Fürst ermüdet. Er dachte daran, daß Libette ihm für den nächsten Abend ein rendezvous gegeben, und daß er verteufelt müde sein würde und wohl besser thäte, auch noch Stavros und andere Freunde zum Souper aufzufordern, damit es angeregter sei. „Nur ist Stavros zu gefährlich“, sagte er zu sich und in dieser Unentschiedenheit schließt er ein.

Und bald war Alles in dem alten Bojaren-Palais mit den modernen Bewohnern zur Ruhe gegangen.

II.

Frau Glogorno galt für eine ernste Frau. Sie interessirte sich lebhaft für Literatur, etwas für Politik, sprach viele Sprachen, brachte stets einige Monate des Jahres in Paris zu, kurz sie war eine Frau, mit der man sich gut unterhalten konnte.

„Sie muß frankhaft ehrgeizig sein!“ sagte Bulteano, als er ihr vor einem Jahre vorgestellt worden war. Sie hatte, so lange ihr Mann lebte, ausschließlich ihre Güter bewohnt, so kam es, daß Bulteano sie nicht früher hatte kennen gelernt.

„Catarina Glogorno hat ihren Mann leidenschaftlich geliebt, daher ist sie so ernst und stolz,“ sagte die Welt. Bulteano aber glaubte nicht an Leidenschaften für Verstorbene bei dreißigjährigen Wittwen mit glühenden, schwarzen Augen. Sie war ihm allmählig die pikanteste Erscheinung im geselligen Leben geworden; hätte er mehr Zeit gehabt, wären sie einander wohl schon eher näher getreten. Seit zwei Monaten war er nun aber der häufige Guest ihres Hauses; zwei, drei Mal in der Woche fand er eine Stunde Zeit, um sie mit ihr zu verplaudern.

Am Morgen nach dem Termanu'schen Ball, — am Morgen ist in Bukarest zwischen zwölf und zwei — lag Catarina auf dem Sofa ihres Boudoirs. Sie bewohnte ein hübsches, einstöckiges Haus, dessen sechs Zimmer sämmtlich um einen Mittelflur lagen und sich durch ihre Wohnlichkeit auszeichneten. Die Möbel mit leichten, bunten Stoffen überzogen, viele Statuetten, Blumen und Nippssachen, helle Teppiche gleicher Muster bedeckten den Fußboden aller Zimmer. Das hellblaue Boudoir war mit Atlas tapezirt und barg einen großen Papageienkäfig. Catarina lag in einen weichen Stoff gehüllt, ihr kohlschwarzes Haar hing lose in einem langen Nest, ihr Auge aber war so groß und glänzend, als habe sie nicht die ganze vorige Nacht getanzt.

Der Diener meldete ihr Radu Busteano. Sie stand auf, und nachdem sie einen Blick in den Spiegel geworfen, trat sie in ihr Empfangszimmer.

Ihre Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und sie warf dem eintretenden Radu Blühe zu. Dieser, mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, erkundigte sich nach ihrem Be- finden, und nachdem sie kurz geantwortet und auf einem Divan Platz genommen, rückte er sich einen Sessel nahe an sie heran.

„Was haben Sie, Catarina?“ fragte er sanft und ver- suchte ihre Hand zu ergreifen.

Sie entzog sie ihm schnell: „Ich? ich habe nichts“.

In seiner Stellung verharrend, sagte Radu:

„Verzeihen Sie, daß ich so früh komme, aber mir ist über Nacht eine Art Sorge aufgestiegen. Wir sind in einer bewegten Zeit. Rücken die Russen über den Pruth, dann kön- nen die Türken leicht über die Donau kommen und einen Streifzug nach Bukarest machen“ —

„Und?“ fragte sie gleichgültig, die großen Augen kalt auf ihn richtend, „und?“ —

„Und“, fuhr er wie geschäftsmäßig fort, „und darum müssen Sie einen Paß haben, um sicher über die Grenze zu kommen; — hier ist er!“

Catarina sprang auf und rief zornig:

„Wer hat Ihnen das Recht dazu gegeben? Wer hat Sie geheißen, sich um meine Sicherheit zu kümmern? Sind Sie mein Vormund, daß Sie sich in meine Angelegenheiten zu mischen wagen?“

Radu war ein wenig erstaunt über diesen Ausbruch; er ließ es aber nicht merken, sondern sagte, indem er sich erhob, lächelnd:

„Dem Unglück kann ich ja leicht abhelfen!“

„Wie abhelfen?“ unterbrach sie, immer heftiger werdend, „nachdem Sie sich offiziell in meine Angelegenheiten gemischt“.

„Vor einem Polizeischreiber!“

„Das ist nicht wahr, der Polizei-Direktor selbst muß unterschreiben!“

„Und indem ich für meine Frau einen Paß nahm, ließ ich auch einen für die ihr befreundete Frau Glogorno aussstellen!“

„Ich will aber nichts, weder mit Ihnen, noch mit Ihrer Frau zu thun haben?“

Kadu wandte sich zur Thür. Sie sprang dazwischen: „Geben Sie mir das Papier, eher dürfen Sie das Zimmer nicht verlassen!“

Er reichte es ihr schweigend, warf dann den Kopf etwas zurück, und schaute sie ruhig an, während sie den Paß in tausend Stücke riß.

„Und wie viel haben Sie gezahlt?“ fragte sie laut.

„Nichts.“

„Pardon, ich weiß, daß man etwas zahlt“. —

„Sie wollen mir doch nicht die zehn Francs Gebühren erstatten?“

„Gewiß will ich das!“ und sie ging an eine kleine Schatulle, zählte das Geld ab und reichte es ihm.

Er warf es zu den Papierschnitzeln, dann plötzlich herantretend, erfaßte er hart ihre beiden Arme.

„So“, zischte er zwischen den Zähnen hervor, „so, nun ist die Sache vorbei — wenn Du es so willst, — so sei es auch so!“ und sie in den Arm nehmend und zum Divan tragend, schaute er sie mit weit geöffneten Augen zornig an und ihre beiden Hände immer fester drückend, bedeckte er sie mit Küszen. Sie aber, sie schmiegte sich schweigend an ihn an.

„Eigen“, sagte Kadu, als er nach einer Stunde nach Hause fuhr, „eigen, ich hätte gedacht, die Frau würde durch Ueberredung mein werden, im Gegentheil, durch rohe, zudringliche Gewalt; daß sie sich doch alle gleich sind! Und im Uebrigen, warum soll mir eine Frau widerstehen, da ich keiner widerstehe!“

III.

Am Sonnabend war eine große, politische Versammlung, und die beabsichtigte Lectüre von Bresco's neuem Theaterstück bei Félicie Cosinescu konnte nicht stattfinden. Nur eine beträchtliche Anzahl von Damen hatte sich eingefunden und erwartete dort die Rückkehr der Herren, welche versprochen hatten, sei es auch noch so spät, den Thee bei Frau Cosinescu zu nehmen. Einige junge, der Politik ferner als der Rennbahn stehende Herren, brachten einige Abwechselung in die im Ganzen gelangweilte Gesellschaft. Erst als Euphrosine Brescu, die in glänzender Laune war, weil Costica Barollo (deshalb sie ihre Theaterloge unbenuützt gelassen) anwesend war, das beliebte Thema der Liebe und Treue anschlug, wurde der Ton animirt.

Olga Busteanu war verstimmt. Sie hatte ihrem Bruder Costica einen freundlichen Brief geschrieben, mit der Bitte, nicht zu Félicie zu kommen — bei seinem Leichtsinn und Euphrosinens Uebermuth wußte sie genau, was zu befürchten stand.

Euphrosine und Costica kannten sich von Kindheit an, sie waren entfernt verwandt, beide in Paris erzogen, wo sie sich die Sonntage regelmäßig sahen, und sie waren immer gute Kameraden gewesen. Nie hatte sich eine Spur Liebe in ihre Beziehungen gemischt, zumal Costica ein paar Jahre jünger war, und Euphrosine eine große Leidenschaft für Veresco, ihren späteren Gatten, hatte. Eines Tages — Olga hätte den Theater-Abend bezeichnen können, — als sie in einer Loge saßen und Euphrosinens muntere Augen mit einem Mal verschleiert in Costica's schöne, schwarze, etwas zu runde Augen blickten, bemerkte Olga, daß sie sich die Hand zum Abschied nur mit einem stummen Seufzer reichten. Olga verstand nicht, wie es möglich sei, daß zwischen zwei Menschen, die sich seit Jahren kannten, eine Leidenschaft plötzlich entstehen könnte, es

war ihr unerklärlicher als das Factum, daß Euphrosine überhaupt als verheirathete Frau noch Leidenschaften hatte. Mein Gott! Ihre Mutter hatte sich drei Mal scheiden lassen und war dann das vierte Mal mit einem zwanzig Jahre jüngeren Manne nach Paris durchgegangen!

Und wie sollte Euphrosine fühlen, daß Verescu mehr werth war als die meisten Männer! Sie war ein liebes, gutes, kleines Ding, anschmiegend und weich, wie ein Käschchen; mit sich zufrieden und nur dem Augenblicke und dem Vergnügen lebend, kannte sie nur die eine Sorge, daß ihre schöne Fülle einmal in Corpulenz ausarten könnte. Sie betete ihren kleinen Sohn an, wenn sie ihn sah, und hielt sich für eine ausgezeichnete Mutter; sie hatte ihm ein Sammetkostüm gekauft und einen Kasten voll Bonbons geschenkt. Einmal in der Woche fuhr sie auch mit ihm spazieren und sah strahlend in die Welt hinein, wenn sie mit dem blondlockigen Knaben neben ihr in dem dunkelblauen Atlaskissen auf der Chaussee dahin rollte.

Olga hatte eine Art Muttergefühl für die gleichaltrige Freundin, sie hätte sie gern vor Costica geschützt — und sie wollte es auch.

„Ein Anderer wird es dann vielleicht einmal sein und ein weniger guter Junge, aber mein Bruder soll es nicht sein!“ sagte sie sich, und mit dieser Sorge mischte sie sich in's Gespräch.

„Wenn mein Mann einmal eine andere liebte“, sagte gerade Félicie, deren volle Figur und deren schönes Gesicht die größte Gleichgültigkeit auszudrücken schienen (auch ihre Toilette bestärkte in diesem Glauben: ein kunstvoll aus Atlas und Seide hergestelltes Kostüm, das aber, obgleich augenscheinlich neu, einen großen Fleck am Ärmel zeigte: sie hatte eben die Ecke eines nassen Blumentisches damit gereinigt), wenn mein Mann einmal eine Andere liebte, würde ich mich jeder Verpflichtung gegen ihn für ledig halten, die Ehe ist ein Pact gegenseitiger Treue!“

„Félicie!“ warf Olga etwas lebhaft hinein, „Félicie, was ist Untreue bei einem Manne? Spielerei! Bei einer Frau ist sie Verbrechen!“

„Nur nicht diese großen Worte!“ unterbrach Euphrosine lachend. „Verbrechen! sollte man da nicht gleich an die Polizei denken?“

Frau Glogorno trat ein. Sie war ruhig und würdig wie immer.

„Bei unserem beliebten Thema?“ fragte sie, als sie die letzten Worte vernommen.

„Ich schlage eine kleine Variante vor“, sagte Marie Murano, „woran merken wir die Untreue unserer Männer?“

Alle Frauen waren darin einig, daß jede augenblicklich die verminderte Liebe fühlen würde.

„Ich“, lachte Coralie Bresko, „ich weiß, wenn er seine Aufmerksamkeiten zu mir verdoppelt, wenn er meine Toiletten geschmackvoll findet und mich fragt, wie lange ich das porte-bonheur schon trage, dann ist etwas in der Lust!“

„Ich merke es an etwas Anderem“, licherte Euphrosine.

„Du!“ unterbrachen Alle empört, „Du hast noch nie Gelegenheit gehabt, es zu merken! Du hast einen Muster-Ehemann.“

„An wem liegt dies? An mir! Er hat noch keine eben so reizende Frau gefunden!“ entgegnete sie heiter.

„Ich merke meines Mannes Untreue daran“, sagte Annnette Nenizi, die sich rühmte, immer aufrichtig zu sein, — „doch nein! Erst müssen die Herren in's Nebenzimmer gehen!“ Als dies geschehen, fuhr sie fort:

„Also, ich merke es daran, daß ich eine verdoppelte Liebe für ihn empfinde!“

Alle schwiegen einen Augenblick.

„Darin liegt etwas Wahres“, sagte Catarina Glogorno.

„Aber etwas höchst Unwürdiges!“ fiel Olga heftig ein.

„Dürfen wir wiederkommen?“ riefen einige der Herren aus dem Nebengemach.

„Nein!“ und „Ja“, erfolgte durcheinander.

„Sedenfalls darf die Thür offen bleiben“, sagte Félicie. Olga fuhr fort:

„Ich für meine Person weiß, daß wenn mein Mann mich nicht mehr ausschließlich liebte und es mir nicht offen sagte, wie es sich in der Ehe würdiger Menschen geziemt, jede warme Regung für ihn in mir ersterben würde, daß ich mich nicht von ihm scheiden ließe, weil ich die Gesetze für heilig halte, aber, daß“ — —

Catarina Glogorno lachte ironisch.

„Es ist gut, liebe Olga“, sagte sie, als diese sie groß angeschaut, „es ist gut, daß sie nie auf die Probe gestellt werden können.“

Olga, gereizt durch diesen Widerspruch, und noch viel mehr durch die Art und Weise Catarina's, unterbrach erregt:

„Warum sollte mein Mann nicht ebenso gut, wie ein jeder Anderer eine neue Leidenschaft empfinden können? Das Leben bei uns ist danach angethan und auch die Frauen! Eines aber weiß ich, daß er es mir stets sagen würde!“ und sie sah Catarina stolz in die Augen.

Diese erbleichte. „Wäre es möglich? Solche Infamie!“ dachte sie, „Er erzählt seiner Frau von seinen Erfolgen! Er lacht mit ihr über mich!“ Sie konnte kaum an sich halten.

Die in der Atmosphäre des Salons so äußerst seinfühligen Frauen merkten die Feindschaft, die hier plötzlich ausbrach, und Annette Renizi rief:

„Kinder! beinah hätte ich vergessen, Euch zu erzählen, daß Demeter Vorossi heirathet, ich empfing soeben einen Brief von seiner Schwester.“

„Wen heirathet er?“ fragte Eliße Radescu erschrocken.

„Irgend eine kleine, reiche Banquierstochter! Es ist entsetzlich, wie unser Adel verfällt.“

„Und doch thut Vorossi gescheuter daran, als Joan Ma-

raschescu, der aus Liebe heirathete und mit Frau und Kindern jetzt buchstäblich am Bettelstabe ist!"

"Das ist nicht die Folge seiner Ehe", sagte Coralie Bresco, seine Cousine, "sondern seiner furchtbaren Verschwendug; nichts war in Paris schön oder theuer genug für ihn oder sie, und jetzt trägt sie noch das schwarze Kleid, welches sie sich in der Trauerzeit um die Schwiegermutter machen ließ! Es ist furchtbar, daßemand so weit herunterkommen kann."

"Und Du glaubst wirklich, der Fürst werde nichts für ihn thun? Eine unserer besten Familien sollte so untergehen?"

"Der Staat müßte ihm eine Pension geben!"

"Warum?" sagte Catarina Glogorno. "Weil er sein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht?"

"Das ist gleichgültig, wie er ins Elend gekommen", meinte Euphrosine, "die Pensionskasse ist dazu da, Bedürftigen zu helfen!"

Catarina aber, die ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl hatte, bestand auf ihrer Ansicht, daß der Staat einem jungen Manne, der sein Geld vergeudet habe, nichts schuldig sei, er könne ja arbeiten.

"Arbeiten!" sagte Annette, "wenn er doch nun nicht die Gabe dazu besitzt! Es tödtet ihn, wenn er zwei Stunden auf einem Bureau still sitzen soll. Seine Nerven sind doch einmal so schwach."

Es war 12 Uhr geworden und da die Herren noch immer nicht zurückgekehrt waren, ließ die Wirthin den Thee bringen. Es fehlten zwei Tassen, auch waren die silbernen Auchenförbe lange nicht gewaschen, aber der Diener war in Frack und weißer Binde.

"Ich danke für Thee", sagte Euphrosine, "ich habe zu viel Bonbons gegessen. A propos, Félicie, man merkt doch gleich, daß Du sie aus Paris geschickt bekommen hast!"

"Das ist Einbildung, Capscha ist vollkommen so gut als Boissier", meinte Marie Murano, und nun entspann sich ein längeres Gespräch über die Vorzüge der Bukarester Bonbons.

„Wer geht morgen in die Kammer?“ fragte Euphrosine, die nie lange bei einem Gesprächsthema bleiben konnte.

„Was giebts denn morgen?“ fragte Félicie.

„Ergend eine Interpellation. Ich muß um ein Uhr mein neues Costüm bei der Briole anprobiren, da bin ich auf dem Wege und fahre mit heran, vielleicht spricht Busteano, ich habe ihn noch nie gehört, und es soll ja sehr amüsant sein!“

„Ich glaube nicht, daß er sprechen wird“, meinte Olga.

Catarina Glogorno betrachtete Bilder, Félicie schaute auf die schöne Rokoko-Uhr und seufzte: „Ah die leidige Politik, man hat doch wirklich gar nichts mehr von seinem Manne, wenn diese Kammeression doch erst zu Ende wäre!“

„Glaubst Du, daß es Krieg giebt?“ wandte sich Olga an ihren Bruder Costica, um etwas zu reden.

„Ich glaube es nicht!“

„Aber das russische Heer steht doch bei Kischineff!“

„Gerade weil man so viel davon spricht, daß sie und wie viel Mann da stehen, glaube ich, es wird nicht Ernst.“

Euphrosine gähnte: „der nächste Winter würde mit all den russischen Offizieren recht belebt werden!“

„Es wäre zu furchtbar, wenn es Krieg gäbe“, meinte Félicie, „ich glaube, ich überlebe es nicht.“

„Wir können ja neutral bleiben!“

„Wie können wir das, wenn Europa uns nicht — — —“

„Um Gottes Willen, Kinder“, fuhr wieder Euphrosine dazwischen, während sie mit Costica liebäugelte, „nun fangt Ihr auch noch mit Politik an. Erzählen Sie uns lieber von Libette, Costica, das soll ja eine zweite Keller sein.“

„Ich kenne sie nicht“, entgegnete er.

Euphrosine lachte hell: „Diese liebe Unschuld!“ während Catarina, von den Photographien aufschauend, sich erkundigte, woher der neue Stern aufgegangen.

Bald nach ein Uhr trat der Hausherr mit den erwarteten Herren ein. Es war ein Zug von Bedrückung auf aller

Gesichter. Bulteano, dessen große Augen und mächtige Stirn ihn immer vor Allen auszeichnete, war der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Hausfrau. Er küßte ihr die Hand und erkundigte sich angelegerntlich nach ihren zahlreichen Kindern, wegen deren Erziehung sie sich manchmal Raths bei ihm erholte. Dann, nachdem er seiner Frau zärtlich zugenickt, wandte er sich an Catarina Glogorno, welche Veresco vom ersten Augenblicke des Eintretens an in ein lebhaftes Gespräch gezogen hatte. Bulteano wartete ein wenig, ob sie sich ihm zuwenden würde, dann, als er sah, daß sie sich absichtlich immer mehr von ihm abwandte, war er im Begriff, Euphrosine anzureden, mit der er seine steten Neckereien halte, als Catarina wie zufällig mit den glühenden Augen auffschauten und harten Tones sagte: „Ah, Sie sind auch hier, Herr Bulteano? Ich dachte, sie hätten Wichtigeres zu thun!“

Radu sah ihr ruhig in die Augen, er hoffte sie mit seinem Blick zu beschwichtigen, sie aber wurde durch seine Ruhe nur gereizter und flüsterte, da Veresco sich Olga zugewandt hatte:

„Sie sind der falscheste Mann, den ich kenne, ich hasse Sie!“ Radu lächelte in sich hinein: „also ein steter Kampf!“ Für den Augenblick, da er etwas abgespannt war, schien ihm diese Aussicht nicht sehr verlockend, aber er sagte laut:

„Ich werde mir morgen um 11 Uhr den Beweis dafür holen!“

„Ich werde Sie erwarten“, entgegnete sie kalt und begann mit Annette zu reden.

Bulteano sah nach: Was hatte er seit dem Augenblick, als sie ihm gesagt: „Ich liebe Dich zum Vergehen!“ eigentlich gethan? Oder war das Bekenntniß ihrer langbekämpften, glühenden Leidenschaft eine Laune gewesen, wie ihre jetzige Kälte? Wahrscheinlich; aber sie wurde ihm so desto lieber. Zu einer ernsten Leidenschaft waren ihm Herz und Kopf zu voll, aber eine pikante Spielerei konnte ihn nur frisch erhalten!

Bulsteano's brachen bald auf. Olga konnte die Zeit gar nicht erwarten, um ihren Mann zu fragen, was die Opposition beschlossen, ob Rumänien in den Krieg verwickelt würde, was aus Allem werden sollte!

„Liebe Olga“, sagte ihr Gatte, „es herrscht wie immer Uneinigkeit. Große Phrasen, an die keiner glaubt. Heute versprachen Alle gemeinsam vorzugehen, morgen geht doch ein jeder seinen eigenen Weg. Alle wissen, daß dem so ist und beschwören sich in jeder Versammlung, daß nun plötzlich Alles anders werden würde. Aber selbst wenn Einigkeit bestünde, vermöchten wir nichts; wir sind es ja nicht, die über uns bestimmen! — Was habt Ihr den Abend gemacht?“

„Wir haben geplaudert, und es ist merkwürdig, wie unsympathisch mir in letzter Zeit Catarina Glogorno geworden ist. Sie hat etwas Irritirendes an sich! Wie findest Du sie, Radu?“

„Sie ist ein Launenhaftes Weib“, entgegnete er gähnend.

„Ja, und kalt und eingebildet und tugendstolz! Da ist mir doch meine kleine Euphrosine lieber!“

„Euphrosine scheint mir aber in einem gefährlichen Uebergangsstadium zu sein. Ihr Mann fängt an, sie zu langweilen und Strumo ist sehr gern bereit, sie zu amüsiren.“

„Du erschreckst mich, Radu, vor Strumo könnte ich sie nicht schützen, ich dachte, Costica wäre ihr gefährlich!“

„Vielleicht alle Beide“, lachte Radu.

„Wenn es zwei sind, dann ist es keiner“, sagte Olga bestimmt, und damit endete ihr Gespräch.

„Radu“, sagte Olga, als dieser schon beinah eingeschlafen, „mich überkommt jetzt manchmal ein so furchtbarer Lebensüberdruß, wenn ich Dich nicht in der Nähe habe. Nicht wahr, Radu, wenn Du eine Andere liebstest, und mich nicht mehr, würdest Du es mir sagen?“

„Gewiß, mein Herz“, entgegnete er gleichgültig und legte sich auf die andere Seite.

„Du hast es mir ja so oft und heilig versprochen, nicht wahr?“

„Gewiß“, widerholte er schon halb im Traum.

Und doch konnte Olga nicht schlafen. Wie traurig würde es sein, wenn Radu nicht mehr sein Ein und Alles in ihr wäre! Wie sollte sie es überleben, sie, eine kinderlose Frau.

„Allerdings, es haben so viele Frauen mit gebrochenem Herzen gelebt, warum sollte mir gerade das Unglück erspart werden. Radu hat so glänzende Eigenschaften, hat er nicht auch das Recht, unglücklich zu machen, nachdem er so lange beglückt hat?“

Sie schaute ihn an, er schlief fest und tief, seine Brauen waren zusammengezogen, er sah sehr finster aus.

„Gott, mein Gott, erhalte ihn nur am Leben, mir oder Anderen, es ist ja Alles gut, wenn er nur ist!“ flüsterte Olga, als sie sich vorsichtig über ihn neigte und ihn leise küßte.

IV.

Olga ging Sonntags immer in die Kirche, seitdem die Fasten begonnen, sogar zwei Mal. Sie war nicht sehr gläubig, aber sie hatte doch ein so geheimes Vertrauen, daß durch irgend einen übersinnlichen Vorgang, ihr, wenn sie die Fasten hielt und alle Säkzungen der Kirche erfüllte, vielleicht Kinder geschenkt werden würden, und der Wunsch nach Kindern war mit jedem Jahre ihrer Ehe lebhafter in ihr geworden. Während also Radu am Sonntag vor dem Frühstück zu Frau Glogorno fuhr, ging Olga schnell in die gegenüberliegende Kirche, um einer Messe beizuwohnen.

Radu war geheizt: er hatte trotz des Sonntags einige juristische Conferenzen, dann sollte wieder eine politische Zusammenkunft sein, dann hatte er einen Zeitungsartikel zu schreiben versprochen, nöthige Besitzen waren zu machen, „das

Leben verzehrt mich vollständig", damit fuhr er in den wohl-
gepflegten Hof von Catarina's Haus ein.

Der Diener trat heraus, schon ehe der Wagen anhielt:
"Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!"

"Für mich ist sie zu sprechen", entgegnete Radu etwas
geärgert.

Der Diener ging in's Haus, um die Kammerfrau zu
holen, auch diese sagte, ihre Herrin sei nicht da.

Radu stieg aus dem Wagen und ging direct an die Thür
des Boudoirs; sie war verschlossen!

Ihm stieg das Blut in den Kopf, aber auch zu gleicher
Zeit kam ihm die Überlegung, welch' unwürdige Rolle er vor
den Dienstboten spielte. Sein Mannesgefühl empörte sich in
ihm, er hatte nur den einen Gedanken: zu ihr zu gelangen.

Er ging in den Salon (die Zimmer hingen alle mit-
einander zusammen), die Leute wagten nicht, ihm zu folgen.
Das Boudoir war auch von der Seite verschlossen! Radu
griff sich an den Kopf, ihm schwoll die Zornader, er hatte
nur den einen Gedanken: „hinein muß ich", und mit einem
mächtigen Ruck riß er die Thür auf.

Er war selbst erstaunt über den schnellen Erfolg, aber
ohne sich zu besinnen, trat er ein. Catarina sprang vom Sofa
auf: er lüftete den Hut vor ihr und sagte:

"Ich wollte Ihnen nur zur verabredeten Stunde Guten
Morgen sagen", damit schloß er die zum Corridor führende
Thür laut auf und ging hinaus, an Diener und Mädchen
vorbei, die ihn ehrfurchtsvoll anstarnten, stieg in den Wagen
und fuhr davon.

Catarina war zuerst starr ob seiner Rücksichtslosigkeit,
aber unter der Blutwallung, die ihr heiß vom Herzen zum
Kopf aufstieg, barg sich eine Bewunderung für ihn und ein
Sehnen, ihn zu ihren Füßen zu haben, die alles Andere
verschlang.

„Radu, Radu!" sagte sie bebend vor sich hin. „Die

Sclavin eines Mannes zu sein, der sich wirklich als Herr und Meister fühlt, das verlohnt doch noch der Mühe!"

Und am Abend wurde Radu durch ein Billet verhindert, seine Frau in's Theater zu begleiten, und Catarina Glogorno's Loge blieb leer.

V.

Den ganzen Märzmonat lag eine gedrückte Stimmung auf Bukarest und auch das Osterfest, das schon an das Ende desselben fiel, vermochte nicht, sie zu heben. Die regierende Fürstin selbst hatte einigen kinderreichen Familien gerathen, das Land zu verlassen, die Archive wurden fort aus der flachliegenden, dem Feinde preisgegebenen Hauptstadt nach Tirgovesti in die Berge gebracht, wo sie natürlichen Schutz finden sollten. Bald hoffte man, daß der Krieg wirklich durch Schuwaloff's Mission vermieden sei, bald hieß es, die Russen seien schon eingerückt. Nirgends war Zuversicht, die Regierung selbst war wie ein schwankendes Rohr, suchte überall Stütze, Senatswahlen waren ausgeschrieben und während der Zeit auch die Kammervertagungen.

Dabei begann ein schöner Frühling. Die Blumenfülle um Bukarest herum drang auch durch die Straßen; an allen Ecken verkausten die fantastisch eingehüllten Zigeunerweiber und Mädchen ihre Sträuschen; durch alle Gassen zogen sie in der Frühe mit Krügen voll Blumen, die sie in mehr oder minder harmonischen Tönen austießen, indem sie entlang eilten. Zum Osterfest schmückte sich wie immer die Vorstadt noch mehr, als die Stadt, ein jedes Häuschen wurde von seinen Bewohnern innen und außen geweißt, und doch wollte die frohe, erlösende Osterstimmung nicht kommen.

Olga Bulteano brachte die Osterstage stets mit ihrem Gatten auf seinem Gute Broșeni zu. Als sie am Sonnabend vor dem Fest hinausfuhren (es lag etwa fünf Stunden von

der Stadt), glaubte Olga, es höbe sich der unheimliche Druck, den sie die letzten Wochen empfunden, von ihr. Der Abend nahte und der Horizont erglänzte in wunderbarer violetter Färbung, die unendliche Ebene war noch schwarz, aber friedlich lag sie.

„Mir ist der Gedanke des Todes, den mir die Fastenzeit bringt, immer viel wohlthuender in der weiten Ebene. Ich möchte nicht im Gebirge oder in der Stadt sterben, draußen in Broseni jeden Augenblick, — obgleich ich eigentlich so glücklich bin.“

„Wenn der Tod kommt, ist er wohl in sich so mächtig, daß alle kleinen Nebenumstände verschwinden“, entgegnete Radu, aus tiefen Gedanken auffahrend. „Es ist eine furchtbare Zeit“, seufzte er, „die der Thatenlosigkeit, schlimmer als der Tod.“

Olga sah ihn besorgt an, dann sagte sie traurig:

„Das nennst Du thatenlos, was Dein Leben ist? Du bist ja auf allen Gebieten unseres Lebens das treibende, fördernde Element? Nur ist es zu gut für uns“, setzte sie hinzu. „Glaubst Du, daß ein Dutzend Menschen Deine letzte Arbeit „Ueber die Wahrheit“ verstanden hat?“

„Ich habe sie auch nicht für ein Dutzend geschrieben.“

Olga schwieg. Für sie war die Abhandlung nicht geschrieben, ihres Mannes und ihre Meinungen waren zu ausgeschlagen, sie waren kaum je verschiedener Ansicht, aber da sie keine Art Eifersucht kannte, sagte sie sich: es ist ja gut, wenn Radu schreibt, für wen immer es sei.

Und doch! Schwerer war ihr das Leben geworden und sie hatte oft über Leidenschaften nachgedacht, über das beliebte Thema ihrer Abendunterhaltungen, und war zu dem Schluß gekommen, daß sie wohl keiner fähig sei. „Wenn sie mich nur nicht einmal ergreift, es scheint, daß nichts davor schützt, und je älter man wird, je heftiger soll sie kommen! Radu sagt zwar, Alles komme naturgemäß!“ Olga hatte bei Euphrosyne die Leidenschaft beobachtet, sie hatte bemerkt, wie deren

frohe Laune hin und wieder plötzlich verschwand, wie sie vom Tode und Selbstmord sprach, und gleich darauf doch lachte und tanzte, und hatte Achtung für die kleine Frau gefühlt, die eines förmlichen Kampfes fähig war.

„Bei uns geht sonst Alles so natürlich und gedankenlos zu, die Leute wissen gar nicht, was sie thun, wenn sie jedes Heilige mit Füßen treten. Man kann es ihnen daher nicht so hoch anrechnen, und es wird ihnen ja auch Alles verziehen,“ hatte Olga zu Radu gesagt. „Mich freut, daß Euphrosine eine Ausnahme macht, ich bin überzeugt, daß sie eine ehrliche Frau bleibt, — Costica hat es mir im Nebrigen auch versprochen.“

Radu lächelte über die Naivität seiner Frau, er wußte von Costica's galantem Abenteuer, sein Schwager hatte ihm eine bedeutende Summe Geldes dazu entlehnt.

Broseni lag nahe bei einem Kloster, an einem langen See, dessen Ufer mit dichtem Wald bedeckt waren.

„Wenn ich mir denke,“ sagte Olga, als sie sich ihrem Landsitz näherten, „daß unser schönes Land mit Blut getränkt werden kann, daß sich der Krieg unsere liebe Heimath zum Schauplatz wählen könnte, dann möchte ich jetzt sterben, um nicht all das maßlose Elend mit ansehen zu brauchen, das über uns hereinbricht.“

„Wenn die Götter uns verderben wollen,“ entgegnete Radu, „verdient haben wir es nicht, wir haben uns redliche Mühe gegeben in den letzten Jahrzehnten! Aber glaub' mir, Olga, es kommt nie zum Neuersten bei uns!“

Das Kloster, an dem sie vorbeifahren mußten, lag herrlich vor ihnen, mit all den weißgedeckten Thürmen und Dächern, die im letzten Sonnenstrahl erglänzten.

„Radu,“ sagte Olga, „laß uns die Osternacht hier in der Kirche beten, ich habe große Wachskerzen für das Kloster mitgebracht, da freuen sich die Nonnen doppelt unseres Besuches.“

„Ich kann nicht recht,“ antwortete er nachdenkend, „es

ist viel officielle Welt hier, und ich stehe augenblicklich etwas schroff mit Allen!"

"Aber beten kann man doch mit Freund und Feind, es ist so viel feierlicher im Kloster!"

"Ich bitte Dich, auf mich Rücksicht zu nehmen, und außerdem bin ich der Meinung, daß, wer beten will, es eben so andächtig in einer kleinen wie in einer großen Kloster-Kirche thun kann," erwiderte Radu etwas scharf.

Olga sah ihn befremdet und fast feindlich an, worauf er schnell hinzusetzte: "Mir scheint, daß ich selten Opfer von Dir verlange!"

"Radu belügt mich," war das Einzige, was Olga im Stande war, zu denken, "es istemand im Kloster, der in seiner Nähe sein soll, aber nicht zu uns auf's Gut kommt."

Mit dieser vorgefaßten Meinung fuhr sie in den Hof ein.

Der geschäftige Tag mit allen Vorbereitungen war vorüber. Die Leute sahen alle ausgehungert von den langen, strengen Fasten und überangestrengt aus. Unten im Speisezimmer, auf einem Seitenbüffet, standen alle die Osterspeisen, die Kuchen mit Mohnsamen und Nüssen, die Stollen und die Körbe mit den rothen Eiern. Nach alter Sitte sollte die gnädige Frau von Allem selbst an ihre Leute austheilen. Eine Reihe alter Frauen des Dorfes erwarteten außerdem in einem Gesindezimmer die Kleidungsstücke, die sie gewohnt waren mit einer kleinen Geldsumme zu jedem Feste zu bekommen, auch eine Anzahl Kinder harrte ihrer Geschenke. Olga ging durch die sämmtlichen unteren Räume des weiten Gebäudes, vertheilte, ermahnte, und erkundigte sich nach Allem, dann stieg sie in ihre Zimmer hinauf. Alles war gemüthlich erwärmt, im Toilettenzimmer stand das junge Mädchen Florica, die auf dem Lande bei Olga die Stelle der Kammerzofe vertrat.

"Wo ist der Herr?" fragte Olga.

"Er ist gleich nach der Ankunft der Herrschaften wieder fortgefahren."

„Hat er einen Bescheid für mich zurückgelassen?“
„Nein!“

„Dann wird er wohl gleich wieder kommen; um sieben soll angerichtet werden.“

„Er muß mir die Wahrheit sagen“, dachte Olga, als sie nun allein war. „Wie darf mich in dieser schweren Zeit eine persönliche Sorge so drücken!“

Sie trat zum Fenster und schaute in den kahlen Garten. Der Himmel war noch immer schön, wenn auch die Sonne schon untergegangen war, und der See lag klar und ruhig vor ihr. Im Kloster drüben, an der anderen Seite des Sees, läutete eine Glocke, oder schien es ihr nur, als töne solch ein friedlicher Laut zu ihr herüber? Die ganze Luft erschien durchsichtig.

„Ist's möglich, daß so bald unter diesem klaren Himmel das Gespenst des Krieges einherwandeln soll? Könnte ich doch auch einmal, wie all die Anderen, die Sorge von mir abschütteln! Jedenfalls will ich das Bild der Ruhe, das hier vor mir liegt, in mich aufnehmen!“ Und sie schaute in den Abendhimmel und sah die Gestalten, die der unbelaubte Wald gegen denselben gebildet, nach und nach in der Dunkelheit vergehen. „Auch weniger Dämmerung giebt es bei uns, als im Westen, Alles geht hier extrem einher“, und sie wandte sich vom Fenster, um ein schwarzes Kleid zum Nachtgottesdienst anzulegen.

Radu war zurückgekehrt, sie aßen zusammen, er war liebenswürdig und heiter wie immer, Olga aber schaute ihn bange an: Was würde er sagen, wenn sie ihn plötzlich fragte, ob er auch wahr zu ihr sei? Sie hatte nicht den Mut dazu.

Um ein Uhr begann der düster-feierliche Gottesdienst. Um das Heiligenbild in der Rotunde, die sich an den Bildervorhang anschließt, kniete die Gutsherrschaft in ihren Stühlen; die Dienerschaft und die Bauern und Bäuerinnen des Dorfes in dem Gang der Kirche. Ein Jeder hatte sein Licht in der

Hand, das aber erst entzündet wurde, als der Rundgang um die Kirche gemacht und die feierliche Ceremonie des dreimal an die Thür-Klopfsens, womit das Anklopfen an die Grabespforte dargestellt wird, beendet war. Dann wurde das Evangelium gelesen, und die Freudenbotschaft der Auferstehung war verkündet. Man aß das geweihte Brod, mit dem die Fasten endeten, und das „Christus ist auferstanden“, „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden“, ging von Mund zu Mund.

Auch Olga ging mit dem Licht in der Hand am Arm des Gatten durch die Reihen ihrer Dienstleute. Sie war wohl andächtig gewesen, sie hatte all das Leid und dann die Freude innerlich miterlebt, aber es war ihr immer wieder eingefallen, wie viel feierlicher es im Kloster gewesen wäre, wo hunderte von Nonnen gesungen hätten, und wo das Gefühl der Jahrhunderte sie umschwebt haben würde! Ihre Kirche war neu, Radu's Vater hatte sie erst bauen lassen, im Kloster aber umgab sie die ganze Heiligkeit der alten Tradition. Sie war eine eifrige Anhängerin des Mönchswesens und sagte immer: der Gedanke, daß seit so vielen Jahrhunderten zur selben Zeit, so weit der orientalische Glaube herrscht, die Tocca in den Bergen wiederhallt und in die weite Ebene hinaustönt, und Alle das Knie beugen vor dem Ewigen, der Gedanke thue mehr Gutes, als bändereiche, moralische Auseinandersetzungen. Und was den Müßiggang des Klosters anbelange, den man stets im Munde führe, geschähe der Menschheit mehr Segensreiches durch all die weltliche Geschäftigkeit? Gewiß nicht.

Es war fünf Uhr, als Olga in's Haus trat. Sie aß ein hartes Ei, dessen rothe Schale sie an einem anderen rothen Ei, das Radu in der Hand hielt, der alten Sitte gemäß, zerklöpfst hatte, dann, nachdem sie noch einige andere kalte Speisen gegessen, legte sie sich zur Ruhe.

VI.

Eine halbe Stunde von Broseni, auf der anderen Seite des Klosters, lag Radescu. Dort fand in der Morgenfrühe ein glänzendes Dejeuner statt. Elise Radescu mit ihrem Bruder, Nico Stavros, Frau Glogorno, Veresco's und noch andere Freunde brachten die Östertage auf dem Gute Radescu's zu. Alle hatten der kirchlichen Feierlichkeit im Kloster beigewohnt; Catarina hatte Radu Vulsteano das Versprechen abgenommen, daß er nicht mit seiner Frau dort hinkommen würde. Sie hegte einen unbezwinglichen Haß gegen Olga, weil sie sah, wie nah dieselbe Radu nach wie vor stand, und weil sie die feste Absicht hatte, ihn dahin zu bringen, sich von Olga zu scheiden und sie zu heirathen.

Es ging wie immer lustig bei dem Frühmahle zu, die kirchlichen Pflichten waren nun erfüllt, man durfte wieder ausschließlich sich selbst leben.

Euphrosine fühlte sich durch das heilige Brot selbst wie geheiligt, sie dachte wohl manchmal, wenn sie ihren Mann ansah: „ich wünschte, George hätte auch eine kleine Passion, dann wären wir quitt!“ Im Nebrigen erwartete sie Costica zu Tisch. Catarina war ein wenig kalt, wie gewöhnlich, aber doch nicht gleichgültig gegen Stavros' Aufmerksamkeiten. Stavros hatte sich in den letzten Jahren fast ganz ruinirt, zumal seitdem er ein Ministerium angenommen hatte (er stand übrigens der augenblicklichen Regierung immer noch nahe), und seine Schwester Elise sah für ihn nach einer guten Partie aus. Catarina war sehr vermögend, außerdem aus tadellos guter Familie. Wenn nur nicht Vulsteano ihnen einen Strich durch die Rechnung mache! Catarina verheimlichte ihre Vorliebe für ihn durchaus nicht.

„Was giebt's Neues, Stavros?“ fragte George Veresco, der sich gern mit Politik beschäftigte, obgleich er that, als sei sie ihm etwas höchst Verächtliches.

„Die Russen kommen, das ist Alles, was ich weiß!“

„Wie fallen die Senatswahlen aus?“

„Für uns, gegen Euch, ohne Zweifel“. „Das ist mir desto lieber“, sagte Veresco lachend, „dann

habe Ihr alle Verantwortung!“

„Warum ist wohl Olga Bulteano nicht in die Klosterkirche gekommen?“ fragte Euphrosine.

„Ein frommer Schauer, weil wir da waren“, entgegnete Catarina.

Elise schaute sie befremdet an: „Was hast Du gegen Olga?“

„Sie ist mir unausstehlich, weiter nichts!“ sagte Catarina gleichgültig.

Elise war beunruhigt; das war ein schlimmes Zeichen. Veresco, sein Glas austrinkend, warf dazwischen:

„Frau Bulteano ist eine eigenthümliche Frau, sie hat viel Neuerspanntes!“

„So redest Du von Deiner Flamme, George?“ rief Euphrosine belustigt.

„Olga Bulteano war nie meine Flamme“, antwortete er, seine Frau etwas böse anschauend.

„Was machen wir, wenn die Türken kommen?“ warf Nadescu dazwischen.

„Ich bleibe hier“, erwiderte Euphrosine. „Als sie das letzte Mal hier waren, sagt Mama, war es gar nicht so schlimm!“

„Da waren wir nicht ihre Feinde!“

„Warum schauen Sie heute so hoheitsvoll in die Welt?“ fragte Stavros Frau Glogorno.

„Ich habe noch den Klosterindruck in der Seele!“

„Ich habe auch noch das Bild vor Augen, wie Sie dort knieeten, die Kerze in Ihrer Hand verbreitete etwas wie einen Heiligenchein um Sie!“

„Herr Stavros wird sentimental!“ rief Catarina lachend. „Da müssen wir wohl aufbrechen und zur Ruhe gehen.“

„Was ist hübscher“, fragte Euphrosine, „eine knieende Frau in der Kirche, oder dieselbe Frau, vorausgesetzt, daß sie hübsch ist, auf einem Balle? Sagt es ehrlich, Ihr Herren!“

„Wenn die Gewandung recht anliegend ist, würde ich sie knieend hübscher finden“, sagte Stavros, Catarina fixirend.

„Immer comme il faut“, rief Veresco lächelnd dazwischen.

„Das ist doch eine harmlose Voraussetzung, hätte ich noch gefragt, ob die Balltoilette — —“

„Schweig!“ unterbrach seine Schwester.

„Also, was ist hübscher?“ wiederholte Euphrosine.

„Ich ziehe sie in Balltoilette vor“, meinte Radescu, „fromme Frauen haben für mich etwas Beunruhigendes, auch schon der Schein der Frömmigkeit!“

„Ich knieend“, sagte Veresco, und so war keine Stimmen-einheit zu erzielen.

„Wir wollen lieber schlafen gehen“, schloß Catarina, „zu Tisch kommt ja wohl Olga Bulteano herüber, dazu muß ich gestärkt sein!“ Und sie stand auf. Die Anderen folgten ihr.

„Glaubst Du, daß Bulteano sich Catarina's wegen scheiden läßt?“ fragte Elise Radescu, als sie allein waren, ihren Mann.

„Warum nicht? Olga hatte nur 20,000 Dukaten Mit-gift, und Catarina hat mindestens 40,000“, entgegnete dieser.

VII.

Nach dem Diner bei Radescu's wurde im Salon die Frage angeregt, während die Hausfrau einige Chopin'sche Walzer vorspielte, was höher stehe, Musik oder Malerei. Die Discussion begann lebhaft zu werden, als Catarina mit der ihr eigenen Heftigkeit erklärte, die Malerei sei überhaupt nur eine oberflächliche Kunst, sie käme nie aus dem Innern und ginge nie bis in's Innere. Stavros, der entschlossen war, ihr augen-fällig den Hof zu machen, stimmte ihr bei, mit all den Ar-

gumenten seiner seichten Seele. Olga verfocht die ihr theure Malerei mit vielem Geschick, schließlich aber nannte sie die Musik trivial, weil sie Allen zugängig sei, die Malerei dagegen sei nur für Erwählte — und es hörte sich gerade so an, als ob jede der Frauen ein wenig Persönliches in die Frage hineinmischt.

Radu hatte an der Salonthür stehend anfangs der Discussion, an der auch Veresco Theil genommen, zugehört, als sie aber in einen Streit auszuarten drohte, wandte er sich ab, um zu der Politik im Zimmer der Herren zurückzukehren. Catarina, die ihn beobachtet hatte, sah kaum diese abwendende Bewegung, als sie auffsprang, so daß ihre lange, schwarze Sammetschlepp ein Tischchen umwarf, und bis dicht an ihn heraneilend, sagte sie scharf:

„So feig sind Sie, daß Sie Ihre Meinung nicht zu vertheidigen wagen, wenn Ihre Frau eine andere hat?“

Radu antwortete kalt und ruhig:

„Ich weiß gar nicht, um was es sich handelt, gnädige Frau?“

„Sie wissen es wohl, Sie haben aufmerksam zugehört, und jetzt verlange ich von Ihnen, daß Sie Ihre Meinung sagen, die, wie ich weiß, mit der meinigen zusammenfällt!“

Bulceano versuchte das Ganze in's Heitere zu spielen und entgegnete:

„Da ich durch irgend einen Umstand zu der Ehre komme, entscheidend sprechen zu sollen, möchte ich mir zuerst, um unparteiisch und weise entscheiden zu können, beide Ansichten ausbitten!“

Olga war bleich geworden bei der Art, mit welcher Catarina Radu anzureden wagte, Catarina erglühete vor Zorn, daß er nicht irgend etwas Hestiges für sie und gegen Olga gesagt. Was? wußte sie selbst nicht, aber irgend etwas hätte er thun müssen, um seine Liebe zu bekunden. Sie fühlte sich beleidigt, empört und wandte sich daher, unsfähig wie sie war, sich zu beherrschen, an Stavros und sagte:

„Ich möchte im Mondschein auf den See rudern, wollen Sie mit?“

Nichts war dem eleganten Stavros unangenehmer als der Aufenthalt in diesen elenden, schmutzigen Böten! Über die 40,000 Dukaten! Und er sagte: „mit Freuden!“

„Und unsere Discussion?“ fragte Radu belustigt.

„Die habe ich längst vergessen!“ entgegnete Catarina.

„Somit darf ich mich also zurückziehen?“

„Ziehen Sie sich zurück, oder bleiben Sie in einer Ecke, im tête-à-tête mit Ihrer Frau! Thun Sie, was Sie wollen, ich brauche Sie nicht mehr!“

Das war scherhaft gesagt, aber Feder fühlte die Bitterkeit durch. Olga vor Allen. Die Fürstin Fermanu wandte sich aber gerade an sie und fragte, wie sie die neue Feder-garnitur auf Euphrosinens Toilette fände, und Radu trat zu den Herren ein.

Veresco kam auf ihn zu.

„Radescu hat eben eine Nachricht bekommen, von wem hat er mir nicht gesagt, daß das Ministerium entschlossen ist, da es nirgends in Europa eine Stütze gefunden, sich ganz in Russlands Arme zu werfen“, flüsterte er ihm zu.

„Dann sind wir verloren“, erwiderte Busteano, „wenn wir den Bock zum Gärtner einsetzen! Dann kann es so weit kommen, daß der Fürst das Land verläßt!“

„Ich möchte zu ihm gehen und mit ihm reden!“

„Was willst Du ihm sagen, daß er nicht schon wüßte? Auch ist er ganz im Garn der Rothen; die Rothen und Russland, das ging ja immer Hand in Hand“, entgegnete Radu bitter.

In demselben Augenblick trat Olga an ihn heran.

„Wenn es Dir nicht unlieb ist, Radu, so möchte ich, daß wir jetzt nach Hause führen?“

Radu war zu sehr von anderen Gedanken erfüllt, um ihre gespannten Züge zu bemerken.

„Noch einen Augenblick, Liebe“, sagte er hastig und sprach einige Worte mit Fürst Fermanu, „halte Dich nur bereit.“

Der Wagen wartete. Olga saß in einer Ecke, zitternd vor innerer Erregung; endlich kam Radu.

„Verzeihe, daß ich Dich warten ließ.“

„Du läßt mich ja oft warten!“

Er sah sie an; die Pferde fuhren dicht am See vorbei.

„Radu!“ sagte Olga, „ich öffne die Wagenthür und werfe mich hier in den See, wenn Du mir nicht die Wahrheit sagst!“

Er dachte, sie sei erregt, weil sie von der Kriegsaussicht gehört habe, darum beugte er sich zu ihr hinüber und ergriff ihre Hand.

„Rühr' mich nicht an!“ stieß sie hervor. „Du liebst Catarina Glogorno, und Du hast es mir nicht gesagt!“

Er zog seine Hand zurück, richtete sich straff auf und sagte kalt:

„Was sollte ich Dir sagen?“

„Du solltest mir sagen, ob Du sie liebst und sie Dich? Du hast es mir so oft versprochen!“

„Wenn ich Dir ähnliches versprochen habe, warst Du eine Thörin mir zu glauben! Weißt Du nicht, daß es Sachen giebt, die kein ehrenhafter Mann je sagen darf?“

„Die Sachen, die ein ehrenhafter Mann thun kann, darf er auch sagen!“ entgegnete sie leidenschaftlich.

„Gut, Olga, meinetwegen war es nicht, Deinetwegen habe ich geschwiegen, da Du es aber wünschst: Ja, ich liebe sie, — und im Uebrigen habe ich den Kopf und auch das Herz zu voll von wichtigeren Dingen, um Dir jetzt mehr zu sagen.“

Er schwieg und sie schwieg. Die Fahrt war kurz im Mondenschein, aber für Olga schien, als sie ausstieg, eine Ewigkeit vergangen, seit sie dort drüben eingestiegen. Die Welt war ihr untergegangen, Radu hatte ihr nicht Wort ge-

halten! Er hätte ja eine Andere lieben können, er hätte ihr hundertmal untreu werden können, — aber er hätte es ihr sagen müssen, und wenn sie aufgehört hätte, seine Frau zu sein, so wäre sie doch seine Freundin geblieben. Jetzt war Alles verloren! Und wie war es möglich, daß sie es nicht längst gefühlt, sie, die jede seiner Regungen immer auf den Grund zu gehen glaubte? Sie hatte es ja auch gefühlt, nur hatte sie es sich nicht eingestehen wollen!

Florica sah sie besorgt an, als sie ihr beim Auskleiden half. Olga fühlte, daß sie etwas sagen müsse, sie hatte eine freundliche Art mit ihren Untergebenen.

„Florica, wenn nun die Türk en in unser schönes Land kommen, dann werden sie uns Alle niedermehzeln; ist Dir nicht bange?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

„Gnädige Frau, einmal sterben wir ja doch Alle, ob nun etwas früher oder später, das ist doch wirklich gleichgültig!“ Und sie zuckte wiederum mit den Schultern.

Olga sah sie an. Ja, das hatte sie oft gehört, das war die resignirte Art ihres Volkes! Wie kam es denn, daß sie so anders war? Warum konnte sie sich nicht auch sagen: da das Glück doch einmal im Lauf der Welt aufhören muß, ist es ja gleichgültig, ob etwas früher oder später!

„Wie alt bist Du, Florica?“ fragte sie.

„In den Fasten von St. Maria bin ich zwanzig Jahre alt geworden, sagt die Mutter, Vater meinte neulich, ich sei erst achtzehn Jahre, im Sommer wo die Heuschrecken so arg hausten, als die Österreicher wieder fortgezogen, da hätte ich noch nicht laufen können!“

Olga war froh, als sie allein war, die Ruhe dieses Mädchens drückte sie wie ein Vorwurf, denn sie konnte nicht ruhig sein.

„Nun muß ja Alles zu Grunde gehen, wenn Radu nicht mehr heilig ist!“ Plötzlich aber fiel ihr wie ein Trost ein,

daz̄ seine persönliche Sicherheit am Ende eine größere sei, wenn er Fehler habe. Olga stellte sich den Himmel etwas schwach im Vergleich mit dem Princip des Bösen vor. „Wer böse ist, der ist immer vor Schicksalschlägen sicher“, hatte sie sich so oft gesagt; wenn nun Radu ein wenig Schlechtigkeit in sich hätte, wäre er ja eigentlich gesiegt! Und all ihr Sinn, all ihr Trachten war noch ausschließlich auf sein Wohlergehen gerichtet; die Thatsache seiner Untreue würde nichts daran ändern.

„Zu denken, daz̄ ich vor ein paar Monaten noch glaubte, ich würde kein warmes Gefühl für ihn haben, wenn er mich hinterginge! — Wie man doch nie seine Empfindungen voraus bestimmen kann!“

VIII.

Als Olga am nächsten Morgen aufwachte, war ihr Gatte schon zur Stadt gefahren und hatte nur auf seiner Karte für sie die Nachricht gelassen, daz̄ er die Pferde gegen Abend zurücksenden würde, damit sie, falls sie nicht in Broseni zu bleiben wünsche, am nächsten Tage auch nach Bukarest kommen könne. Radu hatte eine schlaflose Nacht zugebracht, er hatte sich nicht einmal zur Ruhe gelegt, sondern war in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Ihm that das Herz weh seiner Frau wegen, aber er sah ein, daz̄ das einzig Richtige sein würde, ihr volle Freiheit der Handlung zu lassen; wenn sie es wünschen sollte, würde er auch auf eine Scheidung eingehen. Ihm war zu Muth, als müsse jetzt ohnehin Alles zusammenbrechen, er hatte in diesen letzten Wochen schon oft das Gefühl gehabt, daz̄ er wie sein Land zukunftslos sei, und daz̄ er sein Glück, wie jede persönliche Hoffnung mit in den Trümmern des hereinbrechenden Krieges begraben würde. „Aber da Alles verloren ist, kann ich auch das Neuerste noch wagen! Ich will versuchen, ob die öffentliche Meinung noch einmal etwas vermag und ob wir noch Männer haben!“ sagte er sich.

Olga fand Radu's Vorgehen im höchsten Grade beleidigend, die Eifersucht mit all ihrer schrecklichen Kleinheit erwachte in ihr. Sie hatte sich zu sehr danach gesehnt, ihn zu sehen, seine Hand zu fassen, um nicht ganz verzweifelt zu sein bei der Nachricht, daß er fortgefahren.

„Er ist zu ihr gefahren! Ich habe jetzt nur Eins zu retten, das ist meine persönliche Würde!“ dachte sie, und sie schickte einen reitenden Boten an ihren Gatten nach der Stadt, mit einem Bilet, in dem sie sagte, daß, da sie hinfort doch getrennt zu leben hätten, es für beide Theile besser sei, wenn sie für die nächste Zeit auf Brofeni bliebe.

„Sie ist eine vernünftige und würdige Frau, in diesen, wie in allen Verhältnissen des Lebens“, sagte sich Radu beim Empfang ihrer Zeilen.

Weder Catarina noch Veresco waren vom Lande zurückgekehrt. „Es ist auch besser so“, dachte Radu, „ich muß erst in mir selbst klar sein, sie könnten mir doch nicht helfen. Neberhaupt hat man in schweren Augenblicken des Lebens nur sich selbst!“

Dann setzte er sich hin und begann eine fulminante Flugschrift gegen Russland. Er schrieb und schrieb; gegen Mittag hatte er angefangen, um 7 Uhr, als es ihn zu schwindeln anfing, und kalter Schweiß auf seine Stirn stieg, fiel ihm ein, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte; er schloß die Thür auf und klingelte dem Diener nach etwas Brot und Fleisch. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Sein Auge vergrößerte sich zusehends und sah dabei nichts mehr von den Gegenständen um ihn herum, die Hand bewegte sich, als denke auch sie in jedem einzelnen Finger, jede Muskel seines Gesichtes arbeitete. Da, um 11 Uhr, warf er die Feder von sich und streckte sich halb bewußtlos auf sein Sopha.

Es war heller Tag, als er erwachte. Ihm war, als sei er von langer Krankheit genesen, der todtenähnliche Schlaf hatte ihn zu einem neuen Menschen gemacht. Er sprang auf

und klingelte, ließ das Kaminfeuer anzünden, dann las er nach, was er geschrieben.

„Wie hätte ich geglaubt, daß solch leidenschaftlicher Haß in mir wohnt!“ Er war selbst erschrocken vor der mächtigen Abhandlung, die er geschrieben. Radu verschärfte also noch die heftigen Stellen seiner Schrift, er verbesserte und feilte und verbesserte wiederum, bis ihm die Form dem Inhalt angepaßt erschien. Dann setzte er sich an die Fülle angefangener Arbeiten, die auf seinem Schreibtisch lagen, viele davon juristischen Inhalts, andere Verwaltungsfragen behandelnd, die er sich zu studiren vorgenommen und die große Philosophie des Lebens, seine Lieblingsgedanken. „Die Politik verschlingt mir Alles“, seufzte er, „aber heute ist ein wahrer Feiertag, da kann ich einmal nach Herzenslust und ungestört arbeiten!“ Und ihm war wohl und frisch, und kein persönlicher Gedanke störte seine Andacht. —

In acht Tagen erschien Radu's Flugschrift. Er hatte sie unter seinem Namen veröffentlicht, und es wurde eine Flugschrift im wahren Sinne des Worts. Sie flog von Hand zu Hand, einige Tage lang sprach Keiner von etwas Anderem im ganzen Lande. Die Stichworte daraus gingen von Mund zu Mund: „Mit dem orthodoxen Kreuze in der Hand kam Russland stets und nahm dem orthodoxesten Volke ein Stück Land nach dem anderen!“

„Du bist toll, Radu“, kam Cardineanu ganz aufgeregt zu Bulteano, „wie hast Du Dich so exponiren können, Du hast ja maßlos geschrieben! Du bist doch sonst ein realer Politiker und kein Phantast und weißt, daß mit Russland nicht zu spaßen ist! Was bezweckst Du?“

„Ich will die Regierung durch die öffentliche Meinung zwingen, ein anderes Mittel habe ich ja nicht, unsere Truppen am Bruth aufzustellen und unsere Neutralität bewaffnet zu wahren!“

„Und wenn die russische Armee sie niedermehlest?“

„Den „heiligen Krieg“ gegen die Ungläubigen mit Niedermeßlung einer christlichen, zu befreienen Armee beginnen? Das wird nie geschehen, Cardineanu, Europa blickt ja auf sie! Wär's in Asien!“

„Vielleicht hast Du Recht; jedenfalls ist es das Einzige, was uns bleibt!“

„Wir könnten dann Bedingungen stellen, die sie annehmen müßten, unsere Lage ist ja günstig!“

„Was ist weiter zu thun, Radu, wenn es nur nicht schon zu spät ist!“

„Sobald die Kammern eröffnet werden, muß die Mehrheit uns ja beipflichten!“

„Das glaube ich nicht. Das Land fürchtet nur die Türken, und da es kein Vertrauen zu unserer Armee hat, sieht es in Russland den einzigen Schutz gegen die Baschibozuks“, entgegnete Cardineanu.

„Ja, wir haben immer kurzichtige Politik getrieben! Der Zug, der unser ganzes Leben charakterisiert, ist ja der Mangel des Glaubens an ein morgen. Wir versprechen unser Hab und Gut für die Zukunft, um heute eine augenblickliche Fülle zu haben. Das Provisorische in all' unserm Thun und Denken, das richtet uns zu Grunde!“

„Ist Deine Frau in der Stadt?“ fragte Cardineanu nach einer Weile.

„Nein, Olga ist seit dem Feste in Broseni.“

„Das habe ich mir gleich gedacht, Du schreibst nie so heftig, wenn sie mit Dir ist.“

„Welch lächerliches Vorurtheil!“ sagte Radu etwas ärgerlich.

„Das braucht Dich doch nicht zu beleidigen! Deine Frau ist klar und ruhig, darum ist sie Dir unwillkürlich so wohlthuend!“ —

„Ist Dir meine Flugschrift recht?“ fragte Radu Catarina Glogorno.

„Recht?“ entgegnete sie, ihn mit den glühenden Augen leidenschaftlich anblickend. „Recht? Ich bete Dich an, seitdem ich sie gelesen. Wenn ich die mächtige Leidenschaft fühle, die in der ergreifenden Hülle Deiner Worte ruht, dann zittert mein Herz, und es steigt mir heiß auf vor Glück, daß der Mann, der das geschrieben, mich geliebt! Die Gewalt Deines Styls ist es, die mich an Dich fesselt!“

„Sieh, Catarina“, sagte er weich, „da heißt es immer, wir Rumänen seien frivol, und doch ergreift uns ein jedes geistige Factum. Es muß doch wohl ein idealer Zug in uns liegen, da wir für den Gedanken erglühen können!“

Sie schwieg, schlang aber ihre schönen Arme um ihn.

„Radu“, fragte sie leise, „bin ich es, die Dich zum Schreiben angefeuert?“

Es zog wie ein Zug großer Enttäuschung über sein eben noch so vergeistigtes Gesicht, dann sagte er: „Gewiß!“ um keinen Sturm heraufzubeschwören.

Catarina mit all der hervorragenden Intelligenz war wesentlich Frau, sie begriff nur persönliche Motive, und wenn sie manchmal vorgab, an andere zu glauben, war es nur Formssache. Für Radu aber gab es Etwas, das er nicht vertrug in einer innerlichen Beziehung, das war die Unwahrheit. In kleinen Dingen gab er sich oft nicht die Mühe, über ein Ja oder Nein nachzudenken, auch war er so formgewöhnt, daß er unwillkürlich dachte, ein jeder Andere müsse es ebenso sein. Es war auch eine Formssache gewesen, als er seiner Frau Offenheit versprochen, er war fest überzeugt gewesen, daß sie mit ihm fühlen müsse, wie weit er ihr nur willfahren könne.

Am entzücktesten über Busteano's Flugschrift war der elegante Stavros. Er ging, sich die Hände reibend, in seinen chambres garnies auf und ab.

„Da haben wir ihn ja“, sagte er sich, ich suchte so lange nach einem Mittel, ihn unschädlich zu machen oder

von hier zu entfernen! Jetzt läuft er selbst in die Falle und keiner merkt, wie gelegen es mir kommt. Ich brauche mir die Finger nicht zu verbrennen, und Catarina ist mir sicher!"

IX.

Olga hatte sich auf Brofeni möglichst viel zu thun gemacht, sie war sogar in das nahe liegende Kloster gegangen und hatte von einer kleinen Klosterschwester, die sich ausschließlich mit Teppich-Webereien beschäftigte, am Webstuhl arbeiten gelernt. Sie hätte sich vor ihren Freunden dieser Laune und all ihrer sorgsamen Wirthschaftlichkeit ein wenig geschämt, aber Alle waren nach den Ostertagen in die Stadt zurückgekehrt. Am zweiten Feiertage hatte Olga noch viel Besuch gehabt und Euphrosine hatte ihre Absicht, auf Brofeni zu bleiben, gar nicht begreifen können.

"Ich fühle mich angegriffen und brauche durchaus Ruhe", sagte Olga.

"Radu kommt ja morgen, um Dich zu holen", entgegnete Euphrosine, "er hält es nicht allein aus."

"Dazu ist er zu rücksichtsvoll, er hat selbst gesehen, wie abgespannt ich war", schloß Olga das Gespräch.

So hatte sie also die Zeit ganz allein zugebracht. Es war auch nicht das erste Mal. Als Radu Minister war, hatte er zweimal längere Reisen nach Paris und London machen müssen, und damals waren sie erst kurze Zeit verheirathet gewesen, doch hatte sie seine Abwesenheit sehr vernünftig ertragen. Außerdem war ihr das Landleben lieb. "Ich fühle mich so wie ein armes Thier, das hier weidet", sagte sie sich, "und nichts denkt und nichts denken kann, und dessen Gedanken, wenn es welche hätte, außerordentlich gleichgültig wären. In meiner Seele ist etwas erstorben, sie selbst aber lebt noch, weil Radu lebt." Olga hatte sich wirklich dazu gezwungen,

keine weiteren Betrachtungen anzustellen. Die Weltdame in ihr, gewohnt den Zwang als stärkere Natur anzuerkennen, gab ihr die Kraft, die einem weniger geschulten Menschen unerreichbar gewesen wäre. Sie lebte so dahin unter einem unheimlichen Drucke, mit der Überzeugung, daß ihr persönliches Leben, wie ihre ganze Nation bald ein schreckliches Ende nehmen würde, aber mit der fatalistischen Hingabe an das Unvermeidliche.

Einen ernsten Aufruhr brachte Radu's Flugschrift in ihr hervor. Er hatte ihr das erste Exemplar mit der freundlichen Widmung: „Der leidenschaftlichsten Russenfeindin“, zugeschickt. Sie las die Schrift hastig, athemlos, ohne einzuhalten, durch, dann warf sie sich weinend in die Kniee: „Gott, mein Gott! Der mächtige Mann, wo hat er die Worte gefunden, das sind ja keine Worte, das sind Funken, Funken, die alle auf sein geliebtes, schwarzes Haupt zurückfallen werden!“

Sie wäre am liebsten augenblicklich zur Stadt gefahren und hätte ihm gesagt: „Radu, mir ist bange vor den Folgen Deiner Arbeit, laß mich in Deiner Nähe über Dich wachen!“ Dann aber dachte sie an ihre Frauenwürde, dachte an die Andere, die ein Recht hätte, vielleicht nach Radu's Meinung ein größeres Recht an ihn, und als sie die Schrift zum zweiten Mal durchlas, schien ihr, als bemerkte sie Redewendungen und Wortbildungen der heftigen Catarina in der Schreibweise ihres Mannes.

Es war ein schwerer Tag für Olga und Bitterkeit bemächtigte sich ihrer: „Bin ich denn nicht mehr, und bin ich ihm denn nicht auch mehr gewesen als sie? Warum hat er von mir nichts angenommen?“ Aber dieses kleinliche Abwägen war ihrer Natur zuwider; sie ging am See entlang spazieren und sagte sich: „Bin ich so tief gesunken, daß mich das Große seines Geistes nicht über die Nebenumstände hinwegträgt?“

Und sie atmete tief und frei auf und war am andern Morgen froh, daß sie die Regung überwunden.

In ihrer Einsamkeit hatte sie die Sorge um Euphrosine und Costica ganz vergessen und war daher doppelt erfreut, als sie von ihrem Bruder die Nachricht bekam, er sei in die Armee getreten und werde wahrscheinlich in die kleine Wallachei beordert werden.

So vergingen zwei Wochen. Olga war früh schlafen gegangen, wie ihr ganzer Haussstand, als sie plötzlich, inmitten ängstlicher Träume, durch ein heftiges Pochen an ihrer Schlafzimmerthür erweckt wurde. Sie sprang auf: „Wer ist da?“

„Deßne schnell!“ sagte die bekannte Stimme Radu's.

Sie warf sich ihr langes, weißes Morgenkleid über und öffnete.

„Olga, die Russen sind in die Moldau eingerückt, die Türken können morgen hier sein, Du mußt augenblicklich nach Wien!“

Olga sah ihn an, sie war wie verwirrt und fragte: „Wie kamst Du hierher?“

„Ich habe mir acht Pferde vorspannen lassen, sonst wäre ich bei dem Regen nicht durchgekommen; ich lasse sie jetzt durch andere ersetzen, Du mußt Dich schnell fertig machen, der Zug geht morgen früh um sieben, es ist ein Uhr, wir können den Anschluß noch erreichen.“

„Du gehst also mit?“

„Ich? Wie kannst Du das glauben!“

„Ich glaube es ja nicht, es war so eine gedankenlose Frage, ich bin ja fassungslos!“

„Die Regierung hat eine schmähliche Proclamation erlassen, worin sie den Bewohnern der Donaustädte den Rath giebt, in's Innere des Landes zu fliehen, sie könne sie nicht schützen“, — sagte Radu, doch er sah Olga's todtenbleiches Gesicht und das Zucken um ihren Mund und begann von gleichgültigen Dingen zu reden.

„Félicie mit allen Kindern ist schon vor acht Tagen geirst, soll aber in Wien festzihen, da ihr Mann ihr das versprochene Geld nicht nachgesandt“ — — —

„Radu! wie kannst Du von solchen Dingen reden!“ fiel sie in blinder Frauenart erregt ein. „Also es ist wirklich da! Es ist wirklich geschehen!“ und sie sprang auf und ging im Zimmer auf und ab, „das Unglück ist über uns hereingebrochen!“

Er schwieg eine Weile still und sah sie mitleidig an.

„Olga“, sagte er dann sanft, „Du mußt Dich jetzt ankleiden, einige nöthige Sachen habe ich in der Stadt für Dich packen lassen, wir können nicht zur Zeit an der Bahn sein, wenn Du Dich nicht beeilst!“

„Und warum soll ich fort?“ fragte sie plötzlich stehen bleibend.

„Ich halte es für vernünftiger, warum sollst Du Dich exponiren?“

„Wem? Dem Unglück? Dem entgeht man nie! Dem physischen Tode? Den fürchte ich nicht!“

„Den türkischen Gräueln, Olga; jetzt ist Alles möglich, meinetwegen schütze Dich!“

„Ihr Männer habt allerdings freiere Hand, wenn wir Frauen fort sind“, sagte sie einlenkend.

„Vertraue mir, Olga, es ist besser, Du glaubst doch sonst an meine Vernunft, Euphrosine Veresco reist auch heute, die Fürstin Fermanu ist gestern früh gefahren, auch Frau Menizi und Murano's, er bringt seine Frau bis Wien und kehrt dann zurück!“

„Ist Frau Glogorno abgereist?“ unterbrach sie heftig, ihn fixirend.

„So viel ich weiß nicht.“

„Warum bringst Du sie nicht erst in Sicherheit?“

„Olga, es handelt sich jetzt um ernste Dinge, darum nehme ich keine Frauenstichelei von Dir an!“

„Und ich nehme Deine Sorge für mich nicht an!“

Er stöhnte und sprang vom Stuhl auf, dann ging er ein paar Mal auf und ab: „Es ist etwas Entsetzliches um Euch Frauen!“

„Bitte, generalisiere mich nicht!“

„Olga, Olga!“ sagte er leidenschaftlich, „füge Dich doch blind, die Zeit drängt, handelt es sich denn hier um Dich und mich?“

„Wenn es sich nicht um mich handelt, warum verschwendest Du Deine Zeit? Hat Catarina verlangt, daß Du mich aus dem Lande schaffst?“

Radu ergriff seinen Hut und wandte sich zur Thür, lehrte aber wieder um:

„Das sind ja Alles Kindereien! Du, Olga, meine verträumte, ruhige Frau, die im Stande ist, objectiv zu denken, ich kenne Dich gar nicht mehr! Willst Du mir im Augenblick des furchtbarsten Ernstes Schwierigkeiten machen? Komm wenigstens mit zur Stadt!“

„Nein, ich komme nicht, und ändere ich meine Entschlüsse, habe ich ja Pferde zur Disposition.“

„Ich kann Dich nicht hier allein lassen, schutzlos, in dieser Kriegszeit“, rief er heftig, „ich nehme Dich mit Gewalt!“

„Dazu hast Du kein Recht mehr!“ entgegnete Olga, ihrer selbst kaum noch Herr. Es war, als habe ein Dämon sich ihrer bemächtigt, sie sah Radu vor sich, sie hätte ihn fassen und küssen mögen, ihm danken für seine Sorge um sie, und nichts als Bitterkeit und Hohn kam aus ihrem Munde!

Er machte einen letzten Versuch: er näherte sich ihr und wollte seinen Arm um ihre Schulter legen, sie aber wich empört zurück:

„Nein, Radu, laß mich in Ruh', mir schaudert vor Deiner Berührung!“

Er sagte kein Wort mehr, sondern ruhig und traurig nahm er seinen Hut und ging aus dem Zimmer. Sie hörte ihn hinuntersteigen, mit dem Diener sprechen, dann nach fünf Minuten atemlosen Läufchens, hörte sie ihn davon fahren — und brach zusammen.

„Mein geliebter Mann, Radu, Radu“, rief sie und riß

das Fenster auf. Es regnete und stürmte, keine Möglichkeit ihn zurückzurufen.

Sie klingelte, sie wollte ihm einen reitenden Boten nachsenden, mit der Bitte, zurückzufahren, als aber Florica erschien und nach ihren Befehlen fragte, überkam sie die Scham, ihm gegenüber wie ein eigensinniges, launenhaftes Kind dazustehen, und wenn er nun nicht mehr wollte? Wenn er sich weigerte, umzukehren? Dem durfte sie sich nicht aussetzen; so bestellte sie eine Tasse Thee. Das Mädchen sah sie betroffen an, sie fürchtete, ihre Herrin sei krank, doch ging sie schweigend, ihr zu gehorchen.

Olga legte sich auf ihr Sofa. „Nur nicht einem Wahnsinn einen andern folgen lassen“, sagte sie sich, „jetzt habe ich jedes Recht verloren, anders als mit größter Überlegung zu handeln. Ich will die ganze Wirthschaft auf eine mögliche Einquartierung einrichten, alle Werthsachen in den geheimen Keller bringen lassen, mir persönlich liebe Kleinigkeiten in die Stadt mitnehmen und alle Briefe verbrennen. Wenn ich früh beginne — es ist um 5 Uhr schon hell — kann ich um Mittag fertig sein. Bis dahin sind die Pferde, die Radu aus der Stadt gemietet hat, ausgeruht, und ich kann Abends spät in Bukarest sein, trotz der aufgeweichten Wege.“

Dieser Gedanke gab ihr die ganze Fassung und Überlegung wieder. Sie legte sich, fertig angezogen, noch etwas zur Ruhe, und nun überkam sie die Furcht vor dem entsetzlichen Kriege. „Was muß Radu fühlen, nun Alles zu spät kam, nun keiner auf ihn gehört, und sich unsere Truppen, ohne einen Schuß abzuseuern, vor der russischen Übermacht zurückgezogen haben, so daß wir, dem russischen Heere preisgegeben, in der Gewalt unseres mächtigsten Feindes sind! Und wenn die Türken kommen, dann ist Alles eingetroffen, was wir befürchtet, ohne Kampf sind wir erlegen.“ Sie ging an ihren Kalender und unterstrich das Datum: „In der Nacht des 12. April begann unser Unglück!“

So wie es hell war, machte sich Olga an die Arbeit; zuerst rechnete sie mit allen ihren Leuten, zahlte ihnen den Lohn für ein ganzes Jahr voraus, dann ließ sie einpacken, ordnete und verbrannte. Manch liebes Wort ihres Gatten, das er ihr aus der Stadt geschickt, wenn sie auf einige Tage draußen war, fiel ihr in die Hände. Sie bedeckte seine Schrift mit Küssen, erröthete dann aber über das, was sie gethan. „Radu“, sagte sie leise vor sich hin, „Du ahnst nicht, welche eine Leidenschaft plötzlich in mir erwacht ist und — vielleicht wirst Du es nie wissen!“ setzte sie verzweifelt hinzu.

Es wurde Nachmittag, ehe sie Alles beendet; der Regen strömte unaufhaltsam und dabei herrschte so starker Nebel, daß man nicht bis zum Kloster sehen konnte. Um 4 Uhr war Alles geordnet.

Olga hatte vor Ungeduld nichts genossen, sie stand mit dem Reisehut da und hatte das Anspannen befohlen, als der Kutscher sie hinabzusteigen bat und ihr sagte, es sei keine Möglichkeit, heute noch bis zur Stadt zu kommen: „Wenn die gnädige Frau in Marbeschti nächtigen wollen, bis so weit bringe ich es, wenn wir keine Axe brechen, morgen Vormittag können wir dann in der Stadt sein.“

Marbeschti war eine armselige Herberge, sie konnte nicht daran denken, da zu bleiben, so mußte sie bis zum nächsten Tag warten.

„Ich habe das Recht, unvernünftig zu sein, verloren, ich muß mich geduldig fügen!“ seufzte sie und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie weinte, bis sie einschlief. Vor Mitternacht aber wachte sie wieder auf und fand keinen Schlaf mehr. Alle Bücher waren eingepackt, sie hatte keine Möglichkeit, ihren Gedanken zu entgehen.

„Bin ich genug gestraft?“ fragte sie sich, als all die Schreckbilder der Zukunft ihr den Atem raubten. Dabei das Gefühl des hilflos abgeschnittenen Sins von Allem, was sie jedes Mal bei schlechtem Wetter auf dem Lande empfunden,

und was ihr eigentlich Broseni so lieb gemacht hatte, wenn sie mit Radu die Einsamkeit gesucht.

Es regnete und regnete. Sie öffnete das Fenster; aus dem Kloster drangen jetzt einige kleine Lichter durch die neblige Dunkelheit: „So allein sterben!“ dachte Olga. „Wie wenig würde es mich noch vor Kurzem erschreckt haben, ehe die heiße Gluth plötzlich für ihn in mir erwachte, jetzt fürchte ich den Tod, weil er mich von ihm trennen würde“, — und so verging langsam und schwer die Nacht.

X.

Um sechs Uhr früh war Olga aufgebrochen. Florica und ein Diener begleiteten sie, zwei Kutscher, einer reitend, der andere fahrend, führten den leichten Wagen. Ein mit vier Büffeln bespannter Leiterwagen folgte mit einigen Koffern. Die Fahrt ging ohne jeden Zwischenfall; Olga hatte sich auf Vieles gefaßt gemacht, als sie mit ihren Augen die grundlos scheinenden Landwege sah, noch nie war ihr der Boden so lehmig und schwer erschienen. Aber es ging vorwärts, besonders da der Regen aufgehört; Alle sahen die Todesangst, mit der ihre Herrin die Stunden zählte, und strengten sich auf's Neuerste an, vorsichtig und doch schnell die Stadt zu erreichen. Die Nachmittagstokka erschallte gerade an der gegenüberliegenden kleinen Kirche, als Olga in ihren Hof einfuhr. Das Haus war merkwürdig still, erst nach einiger Zeit des Klingelns erschien ein erschreckter Diener.

„Ist der Herr zu Haus?“ rief Olga.

„Nein! Und der Brief an die gnädige Frau — —“ und damit ging er eilig in's Haus zurück.

Durch Olga's Kopf zogen die unmöglichsten Vermuthungen: War Radu da, und Catarina bei ihm? Hatte er gesagt, sie solle nicht eingelassen werden?

Sie stieg die Stufen hinauf, als der Diener atemlos zurück kam: „Gott sei Dank, hier ist der Brief für die gnädige Frau, ich fürchtete, der Ioan sei schon fort nach Broseni!“

Olga nahm das Billet, ihr klopfte das Herz zum Berpringen und instinctiv ging sie nicht in ihr eigenes, sondern in Radu's Zimmer.

„Seit wann ist der Herr fort?“ fragte sie noch.

„Seit heut früh!“

Dann schloß sie die Thür und riß das Billet auf. Ihr schwirrte Alles vor den Sinnen, zweimal las sie es, dann setzte sie sich ruhig auf einen Lehnsstuhl und schloß die Augen.

„Der Agitator R. Busteanu hat auf Befehl des russischen Armee-Gouverneurs, den der rumänische Polizei-Präfekt ihm gestern Nacht übermittelte, augenblicklich Bukarest und Rumänien verlassen müssen,“ las sie dann wiederum halblaut. Das stand da, von Radu's Hand geschrieben und an sie adressirt, kein Wort weiter. Olga starrte vor sich hin, es war zu furchtbar, zu plötzlich, als daß sie ihre Gedanken sammeln konnte. Nach einer Weile klingelte sie: „Mit welchem Zug ist der Herr gereist?“ fragte sie den Diener.

„Ich weiß es nicht, um 8 Uhr fuhr er von hier fort,“ entgegnete dieser etwas verlegen. Olga winkte ihm, sich zu entfernen und blieb wieder eine lange Zeit regungslos sitzen.

„Abends geht wieder ein Zug“, sagte sie sich endlich, „vielleicht treffe ich ihn noch an der Grenze! Ich möchte ihn so gern noch einmal sehen!“ und endlich brachten Thränen ihr Erleichterung. Sie ging durch seine Zimmer, Alles trug noch seine liebe Wärme in sich, da war die Asche der letzten Cigarette, die er geraucht! So schlepppte sie sich müde und matt, wie betäubt herum, bis die Zeit gekommen, an die Eisenbahn zu fahren. Da fiel ihr ein, daß sie nicht genug Geld hätte, und sie erinnerte sich undeutlich, in dem Briefe ihres Mannes noch irgend einen Schein gesehen zu haben. Sie durchsuchte ihre Taschen und fand eine Geld-Anweisung.

Es war aber zu spät, sie konnte sie nicht mehr einlösen, wenn sie ihren Gatten bald erreichte, brauchte sie ja auch nichts, sie wollte nicht wieder durch Vernunft ihren Herzenstrieb ersticken lassen.

„Ich reise allein, dann komme ich weiter, als wenn ich noch Florica oder die Kammerfrau mitnehme!“ Und sie fuhr zur Bahn. Man kannte sie und grüßte sie etwas scheu. Als sie ein Billet nach Plojeschi lösen wollte, wurde ihr der Bescheid, der heutige Abendzug sei eingestellt wegen der Truppentransporte. Olga nahm den Bescheid ruhig hin, als sie aber wieder im Wagen saß, brach sie fast zusammen.

„Das ist zu viel, zu viel“, sagte sie vor sich hin. In den Straßen herrschte ein aufgeregtes Leben, alles schien lebendiger als je, oder war sie nur so viel todter? Sie ließ zu Veresco fahren, sie begriff nicht, daß sie versäumt hatte, sich augenblicklich von Radu's Freund nähere Nachrichten über seine Verbannung einzuholen. Veresco war jedoch nicht zu Hause, Euphrosine war in's Ausland gereist, das Kind bei der Großmama auf dem Lande. Wie vernichtet kehrte Olga nach Hause zurück, dort fasste sie aber etwas Muth. Was war denn so viel schlimmer jetzt, als vor einigen Stunden? Sie mußte die Nacht noch hier abwarten, weiter nichts! Sie dachte für den Augenblick ja hauptsächlich an Radu's Person, und war es für die nicht besser, daß Alles so gekommen war? Konnte sie in ihres Herzens Grund nicht froh sein, trotz des Schlages, der ihn getroffen? Er war ja in Sicherheit! Ach, wenn er dem undankbaren Lande doch für ewig den Rücken gekehrt, wenn sie Beide weit fort, in ferner Fremde mit einander reinen Zielen der Wissenschaft und Kunst leben könnten und nie mehr, nie, von Politik zu hören brauchten! Olga malte sich solch Leben aus, sie sah ihn und sich und ihre Söhne, denn sie würden gewiß einmal Kinder haben, ein Mann wie Radu durfte nicht ohne Söhne sterben, solch reiches Leben durfte nicht verlöschen, die begonnene Arbeit mußte

fortgeführt werden, sie sah das Alles vor sich und war darin so glücklich, wie seit lange nicht. Darum schlief sie ruhig die ganze Nacht durch und stand mit frischer Kraft auf. Der Zehn-Uhr-Zug, so hatte man ihr gesagt, würde bis Brojescchi sicher abgelassen werden.

Es war $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, als Veresco sich bei ihr melden ließ. Sie war ihm dankbar für den frühen Besuch, er konnte ihr nun noch die Geldanweisung besorgen. — Alles schien sich zu glätten, — so trat sie ihm mit freundlichem Lächeln entgegen.

„Ich war gestern auf dem Wege nach Brojeni, als ich in Marbeschi erfuhr, daß Sie schon in der Stadt seien, und umkehrte“, sagte er, „daher haben Sie mich gestern Abend nicht getroffen. Ich wollte Sie vorbereiten!“

„Sie sind gütig wie immer“, entgegnete Olga, „aber Sie sehen, welch muthige Frau ich bin! Gestern Abend wäre ich meinem Mann schon nachgereist, aber der Zug war eingestellt; ich denke um zehn Uhr fortzukommen, und heute Abend bin ich am Ende schon bei Radu!“

Veresco sah sie verlegen an: „Reisen Sie nicht, gnädige Frau!“

„Warum nicht? Das kleine Stück ist ohne jede Gefahr, — nur besorgen Sie mir, bitte, noch dies Geld“ —

„Ich meine nicht wegen der Reise, ein Aufenthalt, der sich so verlängern kann in der Fremde, das ist nichts für Sie!“

„Etwa für Radu?“ lachte sie. „Wir haben ja nicht die Wahl!“

„Thun Sie es nicht, gnädige Frau, ich rathe Ihnen, es nicht zu thun, und Sie wissen, daß ich nur ihr Wohl im Auge habe. Es ist für Sie und Radu besser, Sie versuchen es nicht!“

„Aber Herr Veresco, ich erkenne Sie gar nicht wieder.“

„Und ich, ehrlich gestanden, Sie nicht, Ihrem Manne so nachzulaufen!“

Olga wechselte die Farbe und durch ihren Kopf zuckte der Gedanke, „hier ist ein Mißverständniß, ich muß auf meiner Hut sein“, plötzlich durchlief es sie förmlich eisig: „Radu hat mich belogen, er ist freiwillig fortgegangen — und mit ihr!“

Veresco beobachtete sie. Olga richtete sich auf und fragte, um sich, während er antwortete, beherrschen zu können: „Und Euphrosine, wo ist sie?“

„Erst müssen Sie sich entscheiden, wollen sie wirklich reisen, gnädige Frau?“

„Sagen Sie mir Ihre Gründe dagegen!“

„Es steht Ihnen wirklich nicht an, Radu kehrt schon von selbst zu Ihnen zurück, da es doch mehr Mißverständnisse als ernste Verwürfnisse zwischen Ihnen sind!“

„Davon hat Radu Ihnen gesprochen?“

„Ja, als er von Broseni wiederkehrte!“

„Das entscheidet mich allerdings, hier zu bleiben, ich glaubte, die Sache läge nur zwischen ihm und mir“, erwiderte sie kalt.

Dann stand sie auf: „Verzeihen Sie, ich will das Anspannen abbestellen!“ doch anstatt zu Klingeln, ging sie aus dem Zimmer und kehrte erst in zehn Minuten wieder.

Es war eine etwas gezwungene Heiterkeit, mit der sie sagte:

„Und nun seien Sie mir die politische Lage auseinander! Sind wir immer noch in Gefahr, von den Türken überfallen zu werden, oder steht schon die gewünschte russische Schutzmauer dazwischen?“

„Noch sind keine Russen durchgekommen, aber sie haben Galatz besetzt. An Türkengefahr habe ich nie geglaubt, das war eine pikante Erfindung von Radu, mit der er die Damen schreckte!“

„Er war aber sehr überzeugt von der Gefahr.“

„Das glaube ich nicht einmal! Euphrosine aber war ganz toll vor Angst, und da habe ich sie Strumo's anvertraut.

Die alte Frau Strumo reiste mit der Tochter und Jean, die Mutter wollte nicht ohne ihn fort.“

„Daher trat Costica in die Armee“, dachte Olga bitter, „oder vielleicht umgekehrt!“

„Rathen Sie mir nach Broseni zurückzukehren?“ fragte sie dann.

„Ich würde es vernünftiger finden, Sie blieben hier; wenn ich auch nicht an die Türken glaube, so ziehen doch die Russen durch, und Sie sind Einquartierungen ausgesetzt.“

„Broseni liegt zwar nicht an der Chaussee, aber wie Sie meinen! Ist es nicht ein Jammer, daß wir unsere Grenzen nicht gewahrt?“

„Wir hätten uns ja doch schlecht geschlagen“, entgegnete er etwas apathisch, „besser, daß wir es gar nicht versucht haben.“

Darauf stand Veresco auf: „Erlauben Sie mir, täglich bei Ihnen vorzusprechen? Radu hat mir die theure Sorge Ihres Wohles an's Herz gelegt!“

„Ich werde mich stets freuen, Sie zu sehen“, sagte sie, „hoffe aber, Ihnen keine Art Sorge zu machen.“ Und sie trennten sich.

Veresco, der von Radu's Billet an seine Frau keine Ahnung hatte (Radu hatte sich erst im letzten Augenblick dazu entschieden, da Olga seine Verbannung ja doch bald von anderer Seite erfahren haben würde), glaubte seine Sache gut gemacht zu haben. Er hatte seine Abreise nur auf ihre private Entfremdung bezogen, und Olga war geblieben. Er hatte eine instinctive Freude daran, sie in der Nähe zu wissen. Ihr aber, als sie nun allein geblieben, ihr erstarrte ordentlich das Blut in den Adern beim Gedanken an die Lage, in die sie sich gebracht hätte, wäre sie ihm nachgereist. Sie wurde ganz ruhig allmählich, es überkam sie eine Kraft des Unglücks: „Ich werde abwarten, was daraus werden soll, mein Gott! wie liebe ich ihn noch immer, den lieben, thörichten Mann, der sich von einer Leidenschaft verblenden läßt!“

Im Lauf des Tages kamen viele Besiten, Olga nahm keine an, auch nicht Stavros, der zweimal wiederkam, um sein Beileid auszudrücken. Als Olga die große Anzahl von Karten sah, wurde ihr wieder fraglich, ob Radu ihr nicht doch die Wahrheit gesagt, und Tags darauf erfuhr sie von Veresco Alles, was sie wissen wollte, nur Catarina's Namen sprachen sie beide nicht aus, obgleich sie ihn sich gegenseitig in den Augen lasen.

Stavros hatte sich selbst zum Schaden gearbeitet, Catarina's leidenschaftliche Natur fand den Gipfel der Liebe und des Glücks in dem Umstande, daß sie dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, in die Verbannung nachreisen konnte; wäre es eine Flucht mit Verfolgung und Gefahr gewesen, hätte sie sich noch mehr gefreut.

XI.



In den letzten Tagen des April kamen die ersten russischen Truppen durch Bukarest, oder vielmehr, zogen sie um Bukarest herum. Es waren die berühmten donischen Kosaken, aber in traurigem Zustande, sie machten den Eindruck, als kehrten sie aus einem Feldzug heim, nicht als gingen sie in ihn hinein. Der Filareter Bahnhof war von Neugierigen umlagert und auch die nach Giurgiu führende Chaussee; man war ungeduldig, eine möglichst zahlreiche Truppenschaar zwischen sich und der gefürchteten Donau zu wissen. Zahlreiche Equipagen waren auf der großen Chaussee, am andern Theile der Stadt, den fremden Truppen entgegengefahren.

Olga vermied jede Offenlichkeit, auch die besuchten Spazierfahrten. Die meisten ihrer näheren Bekannten waren fort, wer zurückgeblieben, beschäftigte sich, wie sie, mit Vorbereitungen zur Krankenpflege. Privatspitäler wurden eingerichtet, in öffentlichen Krankenhäusern den Russen einige Säle

zur Disposition gestellt; von einer Theilnahme der Rumänen am Feldzuge war es wieder still geworden. Die Truppen wurden allmählich in der kleinen Wallachei concentrirt, und die schwere Erwartung lagerte auf Allen.

„Vierzehn Tage waren seit Radu's Landesverweisung vergangen. Olga hatte keine Nachricht von ihm; hatte er nicht geschrieben, oder waren seine Briefe auf der Post erbrochen worden? Sie war zu sehr gewohnt, daß ihr Lebensschiff von starker Hand geführt wurde und hatte sich zu plötzlich emanzipirt, als daß ihr nicht wie schwindlig geworden wäre in der ungewohnten Selbstbestimmung. So hatte sie mechanisch hin gelebt, und wußte gar nicht, was eigentlich geschehen sei und geschehen würde; manchmal griff sie sich plötzlich an die Stirn und sagte: „Ja, so ist es, es ist gut, daß ich es nicht recht fasse, sonst würde ich wahnsinnig werden!“

Eines Abends saß Olga mit einer ihrer zierlichen Stickereien in ihrem Boudoir, als Herr Beresco gemeldet wurde. Dieser trat etwas hastig ein und sagte:

„Wissen Sie, daß Giurgiu bombardirt wird?“

Olga faltete die Hände und öffnete die glanzlosen Augen weit: „Ach, die armen, armen Leute!“

„Es könnte wirklich der Anfang eines Donau-Ueberganges sein“, setzte Beresco hinzu.

„Sehen Sie, daß Radu Recht hatte?“

„Das sehe ich durchaus nicht“, erwiderte Beresco, „ich sage nur, es könnte!“

„Auch Radu sprach stets nur von einer Möglichkeit!“

„Und würde es wahr“, fuhr Beresco fort, „müssten Sie anspannen lassen, und würde ich Sie bis zur österreichischen Grenze bringen. Es sind höchstens zwei Tagereisen, die Bahn würde zu überfüllt sein.“

Olga lächelte: „Sehen Sie, jetzt machen Sie gerade solche Pläne, wie die, für die Sie Radu verlachten.“

„Damals waren sie auch noch lächerlich!“

Olga entgegnete nichts darauf, sondern fragte: „Ist die Convention mit Russland votirt!“

„Natürlich, nun die Russen im Lande sind, war nichts Anderes zu thun!“

Wieder folgte ein Schweigen.

Veresco und Olga waren nicht gewohnt, unter vier Augen zu sprechen, inmitten Anderer plauderten sie gern mit einander; waren sie allein, befiel beide eine außerordentliche Scheu. Er zündete sich auf ihre Bitte eine Cigarette an, sie sticke eine kleine Rosenknospe fertig und keiner fand ein Wort.

„Haben Sie Briefe von Euphrosine?“ fragte Olga endlich.

„Ja, sie macht mir Hoffnung, daß sie bald wiederkäme, sie begreift ihre eigene Angst nicht mehr und bewundert Sie, wie übrigens immer!“

„Rathen Sie ihr, zu kommen?“

„Ziegt wollen wir erst die russischen Erfolge in Bulgarien abwarten, nun sie einmal fort ist!“

„Das Elend wird furchtbar werden“, seufzte Olga.

Wieder schwiegen Beide.

„Radu ist in England!“ sagte Veresco plötzlich.

Olga starrte ihn an: „Das sagen Sie so nebenbei! Woher haben Sie die Nachricht?“

„Wir hatten einen Namen ausgemacht, unter dem ich poste restante von ihm Nachricht bekommen könnte!“

„Geben Sie mir den Brief! Ist nichts für mich darin?“

„Es ist ein Zettel eingelegt, den ich Ihnen, wie Radu sagt, geben soll, falls Sie nicht mehr vor ihm schaudern!“

„Das ist eine Insamie, deren Radu nicht fähig ist“, rief Olga heftig.

„Radu ist noch ganz anderer Dinge fähig, ich kenne ihn ja von Kindheit an, er ist glänzend begabt, aber ebenso glänzend leichtsinnig und —“

„Geben Sie mir den Brief!“ unterbrach sie ihn.

Er reichte ihn ihr. Es stand nur darin:

„Ich rathe Dir, das Land zu verlassen, ehe noch alle Communication eingestellt ist. Deine Mutter begleitet Dich vielleicht, damit Du nicht so allein in der Welt herumirrst. Ich habe mein Gleichgewicht und meine Ruhe in der Arbeit wiedergefunden und hoffe, daß es Dir ebenso geht!“

Olga steckte den Brief ruhig in ihre Tasche. Veresco schaute sie ernst und liebevoll an. Sie reichte ihm die Hand und sagte leise: „Ist Radu allein?“

„Gewiß!“ entgegnete er hastig, ihm war leid, vorhin etwas gegen ihn gesagt zu haben, darum setzte er hinzu: „Es ist etwas Eigenes um Radu, er zwingt die Menschen, mit denen er lebt, aus ihrer eigenen Natur hinaus, in seine Art hinein, und dafür rächen sich dann nachher die Meisten an ihm; sie lassen es ihn theuer zahlen, daß er sie beherrschte!“

„Das ist ein liebes Wort“, sagte Olga mit strahlenden Augen und reichte Veresco noch einmal die Hand, die er küßte.

„Es ist eine merkwürdige Demoralisation unter uns ausgebrochen durch dies bange Frühjahr, ein Feder glaubte, nun geht doch alles zu Ende, genießen wir den Augenblick“, fuhr Veresco fort.

Olga seufzte, darum begann er von etwas Anderem zu reden:

„Es war gestern ein erschütternder Anblick für mich, als ich die ersten russischen Heerzeichen auf unserem Boden sah! Mich überkam die ganze Schmach einer Occupation, und ich mußte mich zusammen nehmen, nicht in Thränen auszubrechen!“

Olga reichte ihm wiederum ihre Hand: „Wir wollen uns gegenseitig ein Trost sein!“

„Sie bleiben also hier?“

„Ich bleibe gewiß, um Verwundete zu pflegen; mir ist, als ob ich dazu geschaffen wäre, und als ob das die Arbeit wäre, in der auch ich die Ruhe und das Gleichgewicht, von dem Radu spricht, wiederfinden würde. Auch hat es etwas so Christliches, daß ich meine Feinde, die Russen pflege!“

„Ich fürchte, Sie werden auch Rumänen zur Pflege bekommen!“ und damit empfahl sich Beresco.

XII.

Es war ein heißer Sommer, heiß und schwül. Bukarest's Physiognomie hatte sich verändert, es glich einem Heerlager. Die Chausseen um die Stadt herum waren in Grund und Boden gefahren und unbefahrbar, da Tag und Nacht unabsehbar lange Wagenreihen dort entlang rollten. Die Truppen kamen meistentheils jetzt mit der Bahn und wurden Nachts durchtransportirt, unendlich schien der Durchzug. Die Straßen der Stadt wimmelten von russischen Officieren. Die ersten hatte man mit scheuer Achtung angeschaut, bald aber begann sich das Selbstgefühl der Rumänen zu regen: „Unsere Truppen sehen weit besser aus“, hieß es allgemein und mit Recht. „Ein Unteroffizier bei uns trägt sich besser und sieht gebildeter aus als ein russischer Offizier!“

Der russische Kaiser, der zum Besuch von Plojeschti kam, wurde kühl aufgenommen, noch kühlster als der General-Commandant, der mit Fürst und Fürstin auf das große Volksfest, den Pfingstjahrmarkt, gefahren war. Denn wenn er auch die Integrität des Landes garantirt hatte, so begann man doch schon zu munkeln, daß einige Klauseln dahinter steckten. Der Donau-Uebergang ließ lange auf sich warten, danach hoffte man auf glänzende Siege der Russen, — aber Alles blieb schwül und dumpf.

Die Rumänen lagerten an der Donau und tauschten nur Bomben mit den Türken aus. Giurgiu und andere Uferstädte waren verlassen. Der Hof war nach Craiowa übergiesiedelt, um dem Heere näher zu sein. In Bukarest waren einige russische Verwundete und viele Kranke; der Fleckentyphus war im Heere ausgebrochen. Man fuhr immer noch hinaus nach

Banassa, um sich die russischen Bivouaks anzusehen, und die Stadt, besonders der Kaufmann war recht zufrieden mit dem russischen Durchzug. „Es kommt doch Geld in's Land!“ hieß es, und mehrere neue cafés chantants etablierten sich, um dem russischen Geschmack zu huldigen.

Beresco war Präsident eines Vereins zur Pflege Verwundeter, er war Tag und Nacht unterwegs, und schon sing der ewig rege Witz des Theater-Platzes an, von all den Krankenhäusern ohne Verwundete, von all den Krankenwärtern ohne Arbeit zu reden. Auch Olga war beschäftigt. Sie war bleich und elend geworden, aber sie hatte Recht gehabt, als sie gemeint, die Arbeit würde ihr Ruhe geben. Ihr Haus war ein Leinen-Magazin geworden, von dem aus unaufhörlich in's Feld expedirt wurde.

Ende Juli kam die Nachricht von der furchtbaren Schlacht bei Plewna, die einer Niedermecklung glich. Es war ein harter Schlag für Alle. Die Russen, die seit Monaten wie die Ameisen himüberzogen, die Russen, deren stolzem Doppel-Adler man fest vertraut, sie waren geschlagen worden, nach Tausenden zählten ihre Todten und Verwundeten! Unter den rumänischen Truppen, ungeduldig, in's Feuer zu kommen, herrschte wohl die Freude: jetzt brauchen sie uns, jetzt sehen sie, wie kurzfristig es war, unsere Hilfe auszuschlagen! Im Publikum aber war große Befriedigung darüber, daß kein rumänisches Blut geslossen. „Wenn die erprobte russische Armee solche Niederlage erlitten, was wäre aus unserem jungen Heer geworden?“ hieß es.

Binnen einiger Tage waren alle Lazarethe um und in Bukarest überfüllt, und nicht Hände genug zur Pflege da. Olga hatte die Nachtwachen, als den schwierigsten Theil der Aufgabe, übernommen, auch Tags ruhte sie wenig und fuhr nur manchmal weit hinaus in die sonnenverbrannte Ebene.

„Sie werden sich überarbeiten“, sagte Beresco, der sie treu bewachte.

„Ich fühle mich kräftig, wenn auch so abgestumpft“, entgegnete sie. „Ich sehe all das Leid und die Schmerzen und kann nicht mehr weinen!“

„Heute zieht die kaiserliche Garde durch, kommen Sie mit mir hinaus, sie anzusehen!“

Olga ging auf den Vorschlag ein. Man fuhr auf die Gilavaer Chaussee.

„Es sind prächtige Truppen!“ sagte sie bewundernd. Beresco schaute nur sie an.

„Olga“, er nannte sie aus Versehen mit dem Vornamen, „ich ängstige mich um Sie, Sie sehen so frank aus.“

Sie lächelte: „Mir fehlt nichts, ich hätte auch keine Zeit zum Kranksein!“

„Wie anders sind Sie als Euphrosine, ihr graut vor jedem Ernst!“

„Darum ist sie so reizend; es muß auch Singvögel geben!“

„Ich habe Singvögel nie leiden können!“

„Das lasse ich Sie nicht sagen!“

„Über Euphrosinens Leichtsinn hat mir nie weh gethan“, fuhr er fort, „weil ich nur eine Frau geliebt, und das sind Sie!“

Die Truppen zogen immer noch vorüber, stolz und regelmäßigt, prächtig war die Reiterei.

„Alles das zieht vorüber in den Tod“, sagte Olga, „alle meine Ideale in die niedrige Wirklichkeit!“

„Nennen Sie niedrige Wirklichkeit eine stumme, sich verzehrende Liebe?“

„Sie ist nicht mehr stumm!“ erwiderte sie heftig.

Der Wagen kehrte um, Olga mußte in die Stadt zurück.

„Sie wissen nicht, was ich in meiner Ehe gelitten“, begann Beresco von Neuem. —

Olga schüttelte unwillig den Kopf.

„Der tägliche Umgang mit physischem Schmerz hat Sie gegen Seelenleid empfindlos gemacht!“

Der Vorwurf traf Olga; wenn sie ehrlich war, mußte sie sich gestehen, daß ihr schrecklich gleichgültig war, daß Beresco gelitten. Aber es war eine Leidenschaft in ihm, die auch ihr instinctiv etwas Wärme gab, darum entgegnete sie sanft:

„Ich muß immer an Radu's Wort denken, was sie mir auf dem letzten Fermanu'schen Balle wiederholten: „wir erstarren in Todesgleichgültigkeit“, — das ist mir geschehen!“

Es war nicht das erste Mal, daß Beresco ihr von Liebe sprach, sie waren auf theoretischem Wege dazu gekommen, in all den langen Gesprächen, die sie mit einander gehabt. Olga war nicht entsezt darüber, sie nahm es ganz gleichgültig hin, ohne weiter daran zu denken. Wenn sie müde die heißen Tage in ihrem Zimmer arbeitete, da war es ihr oft lieb, daß er kam, daß er sie mit seiner Sorge umgab, daß er ihr vorlas. Einmal hatte er das Wort Scheidung geschickt lancirt, und doch hatte Olga ihn angestarrt und gefragt, ob er Nachrichten von Radu hätte? Sie war aber gleich wieder ruhig geworden, es war, als hätte sie nicht die Kraft zu etwas Anderem. So nahm sie auch die Nachricht hin, daß die Rumänen den Russen zu Hülfe gekommen seien und in die Action eingreifen würden.

„Ist es wahr, daß der Großfürst unsern Fürsten direkt um Hülfe gebeten?“ fragte Olga Herrn Beresco.

„Es scheint wahr zu sein!“ entgegnete er.

Ende August wurde Bukarest gesellig belebter, viele Damen kehrten zurück. Die regierende Fürstin hatte ihr Schloßchen Cotroceni bei Bukarest bezogen, als der Fürst über die Donau gegangen, und ließ in dessen Nähe eine Privat-Baracke für rumänische Verwundete bauen, die sie persönlich überwachte.

Auch Euphrosine war in's Land zurückgekehrt, weilte aber noch bei ihrer Schwiegermutter auf dem Gute. All die reizenden Damen ließen sich jetzt Krankenpflegerinnen-Costüme mit dem rothen Kreuz machen, viele, die es noch ernster meinten, gingen in die Donaustädte.

„Dein Mann ist noch nicht zurück?“ kamen die Meisten Olga entgegen, wenn sie ihre Visiten erwiderte.

„Im Gegentheil, kürzlich ist Cardineanu ja auch noch verbannt!“

„Wer hätte gedacht, daß die Sache so ernst genommen würde! Dich, Olga, finde ich bewunderswerth, wie Du das Alles erträgst!“ sagte Annette Nenizi.

Tags darauf traf die Nachricht von dem Sturm auf Plewna, von den furchtbaren Verlusten, aber zugleich der großen Bravour der rumänischen Truppen ein. Es waren viele Damen im Hospitalsaal, als Olga zuerst davon hörte, und zu gleicher Zeit erblickte sie in einem kleinen Bekannter Catarina Glogorno.

Die beiden Frauen tauschten einen Blick tiefen Hasses aus, dann schwindelte Olga Alles vor den Augen, und sie fiel bewußtlos hin. „Es war die Freude des Sieges“, sagte sie, als sie zu sich gekommen.

Olga glaubte krank zu werden, am andern Tage aber ging es ihr wiederum besser, und sie war froh, ihre Mutter nicht benachrichtigt zu haben. Sie durste ja nicht zusammenbrechen, nun sie so nöthig geworden und ging in ihr Lazareth. Alles war überfüllt, jammervoll war der Anblick, trotz aller Vorbereitung mangelte es überall, es fehlte eben jede Erfahrung. Olga wurde gesund, als sie die große Arbeit vor sich sah, darin war sie ihrem Manne gleich, nie mangelte ihr die Kraft, wo sie von ihr gefordert wurde. Und so vergingen die Tage.

XIII.

Radu Vulsteano saß in London in einem Hotel-Zimmer, mitten in der Umarbeitung eines Buches, das er einmal in befriedigenderen Zeiten geschrieben, als er die Nachricht von dem ersten, schwer erkaufsten Siege seines Volkes bekam.

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um die Thränen vor sich selbst zu verbergen, dann holte er tief Atem, sprang auf, warf seine Sachen in den offenen Koffer und fuhr zum Bahnhof: jetzt war alles Andere gleichgültig, jetzt mußte er heim!

„Wir haben uns tapfer geschlagen, wir sind ein Volk geworden, jetzt können wir sogar untergehen, da wir einmal waren!“ jubelte er.

Ihm waren die fünf Monate der Verbannung nicht so schwer gewesen, wie er gedacht. Er hatte viel gearbeitet und viel gelernt, dazu war er nach London gegangen, obgleich damals, in Wien, wo Catarina ihn eingeholt, sie ihn gebeten hatte, die französische Küste zum Aufenthalt zu wählen. Er war von Catarina's Unabhängigkeit gerührt gewesen, obgleich er ihre Reise als ein Gemisch derselben mit Türkensfurcht und mit dem Wunsch nach etwas Außerordentlichem ansah. Aber er verschwieg ihr seine Meinung, er wußte, daß sie keine Wahrheit vertrug. War es dieser Umstand gewesen, oder die Unmöglichkeit von Catarina's Natur, den Ernst, den heiligen Ernst der Arbeit in Radu anzuerkennen, der sie so bald auseinander gebracht? Radu wußte es hinterher psychologisch genau zu erklären, was ihn doch in der Realität sehr überrascht hatte, daß er nach einigen Tagen des gemeinsamen Aufenthalts in Wien froh gewesen, als die schöne leidenschaftliche Frau, in Folge einer von ihm etwas auf die Spitze getriebenen Scene plötzlich abgereist war. Sie hatte ein Ideal von Hingebung in ihm erwartet, sie hatte geglaubt, durch ihre Liebe einem unglücklichen Verbannten den Himmel auf Erden zu bereiten und sah nun einen Mann vor sich, der so stolz und ruhig das volle Gleichmaß seiner Natur besaß und keines Menschen Hilfe brauchte, da er sich selbst hatte.

„Ich hatte Dich idealisiert, Radu“, schrieb sie ihm dann, „die nüchterne Wirklichkeit vertrug ich nicht!“ Radu hatte etwas bitter darüber gelächelt: „wäre ich von Bad zu Bad

gereist mit ihr, hätte ich mich nur in ihren Augen gespiegelt, und vor allen Dingen — hätte ich mit ihr über Olga gesprochen, wäre ich ideal geblieben!" Er vermißte sie besonders nicht, weil er wußte, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte hätte, um sie von Dieppe nach London zu führen. „Mir widersteht keine Frau", sagte er sich und wunderte sich selbst darüber, „nur Olga hat mir einmal widerstanden, den Abend in Broseni", und darüber wunderte er sich dann noch mehr und grübelte über sie nach.

Radu kannte sich selbst kaum vor Freude, als er in sein Land einfuhr. Er kam über Suczawa, wo nie ein Paß verlangt wird und fuhr an einem September Morgen in Bukarest ein.

Ja, das war seine Stadt! Wie ging ihm das Herz auf unter der hellen Sonne! Das sorglos lustige Volk, all die hurtigen Verkäufer, die so eilig dahin liefen, die Berge von Melonen auf den Straßen und Plätzen, die Fülle großer Trauben, die Haufen der schon röthlich werdenden Pfefferschoten und der Tomatten, der goldene Mais, der an allen Ecken geröstet wird, — der Überschuß, den die ganze Natur um Bukarest herum heut. Wie erkannte er ihn überall wieder!

„Kein Wunder, daß wir Alle von Haus aus Verschwender sind", sagte sich Radu, „wir sehen es ja nicht anders um uns von Jugend auf!"

Sein Haus lag still da. Der Knecht, der am Thore wohnte, war zum Militärdienst eingezogen worden, und Olga hatte seinem alten Vater das Häuschen zur Wohnung eingeraumt. Niemand trat aus der Thür, als der Wagen hielt. Radu fühlte sich bekommnen, sein ganzes Siegesgefühl erstickte plötzlich, war hier im Hause jemand krank, oder — todt?

Ein Mädchen öffnete auf sein Klingeln, nicht Florica, nicht die Französin, eine Fremde!

„Hol' den Diener, wo ist die gnädige Frau?" rief Radu bestürzt.

„Sie ist noch im Hospital, sie kommt erst etwas später zurück, der Diener ist mit ihr.“

Radu trat in sein Zimmer; in das seiner Frau wagte er nicht zu gehen: „Ich habe kein Recht, ihre Geheimnisse zu überraschen!“ sagte er sich.

Die Möbel seines Zimmers waren mit Leinwandbezügen versehen, alle Tische leer, die Bücher geordnet in ihren Schränken, die Statuen, die Lampe verhüllt, die große Uhr stand still: „Nur dem Thermometer hat man nicht Einhalt gebieten können“, sagte Radu, sich umschauend, und ihn überkam eine merkwürdige Bitterkeit. „Olga scheint mich zu hassen, nach dem was ich sehe!“

Er trat in's große Empfangszimmer, es war zu einem Magazin umgestaltet, große Ballen und Kisten standen auf dem teppichlosen Fußboden; auf einem Tische aber fand er einen ausführlichen Bericht des Sturmes der Rumänen auf die Grivița-Schanze. Radu las, da öffnete sich die Thür hinter ihm, Olga stand in derselben.

Das Mädchen hatte es ihr beim Aussteigen gesagt, der Herr sei gekommen, und als sie mit einem Jubelruf die Treppe hinaufeilten wollte, da sah sie Catarina plötzlich vor Augen.

„Natürlich!“ sagte sie sich. „Ich hätte gleich wissen können, als ich sie sah, daß er auch bald kommen mußte! Er hat ja nur Frauen-Interessen!“

So stand sie schweigend, den Kopf etwas steif in die Höhe haltend, in ihrem schwarzen Anzug in der Thür, todtenbleich mit eingesunkenen Augen, die ihn kalt anblickten.

„Du hier?“ fragte sie hart.

„Ja, Olga, ich bin hier“, sagte er aufstehend und sich ihr nähernd, „ich bin hier, weil ich mein Land sehen mußte, das so tapfere Söhne geboren, weil ich den Verstand verloren über dem Glück, daß wir ein Volk geworden, weil mir Tod und Leben Eines ist, seitdem wir uns so tapfer haben schlagen können. Ich kann es noch nicht fassen, Olga, daß

wir so groß geworden!" und er warf sich wieder in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Sie stand noch immer still, aber ihre Augen erglühten, und wie eine Verklärung ging es über ihr ganzes Gesicht. Dann fiel sie vor ihm auf die Kniee:

„Du großer Mann, verzeih' mir!" schluchzte sie und brach ohnmächtig zusammen.

Er hob sie auf und trug sie in ihr Zimmer. Er sah sie an und ihm war mit einem Mal, als sei sie Eins in seinem Sinn mit seinem Volk, mit seinem Lande, und er wußte plötzlich, daß es unter ihrem Bild gewesen, daß ihm in den langen Monaten all sein Glück, all sein Hoffen erschienen, und wie sie so todtenähnlich da lag, sah er sich um nach einer Waffe, um sich auch zu tödten.

Aber der Irrsinn schwand schnell, er klingelte nach Hülfe und rief sie in's Leben zurück.

„Radu", sagte sie mit der klaren Stimme einer Schwerfranken, „Radu, ich ahnte Deine Größe nur, ich mußte es sehen, um es zu glauben, daß Du kein Ich hast. Du hast kein Gefühl des Selbst. Du hast Dein ganzes Sein eingesetzt gegen diesen Krieg, und doch bist Du es, den unser Erfolg am meisten beglückt. Du hast die Liebe, von der das Evangelium spricht!"

„Kommt es auf mich an? Durch wen wir groß geworden ist ja gleichgültig!"

„So sagen Alle, aber danach handeln, mit Aufopferung aller persönlichen Gefühle, das kannst nur Du, Du einziger Mann!"

„Du denkst so groß von mir, weil Du mich nicht mehr liebst, weil Du jetzt unpersonlich bist! — Und ich, Olga, ich hab's verdient!"

Sie lag ruhig ausgestreckt und schaute in die Falten ihres Bettvorhangs. Sie wollte den Augenblick verlängern, weil er so einzig schön war.

„Radu", sagte sieträumerisch, „meinst Du, der Eiche

thut es weh, wenn der Sturm sie knickt? Nein! Nur wenn
des kleinen Menschen Art sie langsam tödtet. Seitdem ich
weiß, daß Du der Sturm bist, will ich gern durch Dich sterben!"

"Oh, Kind", unterbrach er leidenschaftlich.

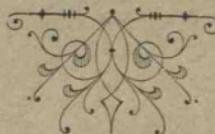
"Laß mich es sagen, Radu, Du kannst nie ein Unrecht
haben gegen mich; es ist Dein heilig Recht, zu sein, wie
Deine göttergleiche Art es will!"

"Ich laß Dich reden, Olga, weil ich Dich gern reden
höre. Ich weiß es aber, wo ich tief gefehlt, und wenn Du's
hören willst, Du kleine Frau, ich will Dir Alles, Alles
sagen"

"Ich will's nicht hören, nimmer, nimmer, weil ich es
weiß, daß Du hinsort mir Alles würdest sagen wollen — —"

"Ich fürchte", flüsterte er, das Haupt auf ihre Brust
legend, "ich fürchte, Olga, ich werde nie mehr was zu sagen
haben, — wenn Du mich lieb behalten willst!"

Und als er am nächsten Tage von Neuem des Landes
verwiesen wurde, reiste sie mit ihm zurück in die Verbannung.—

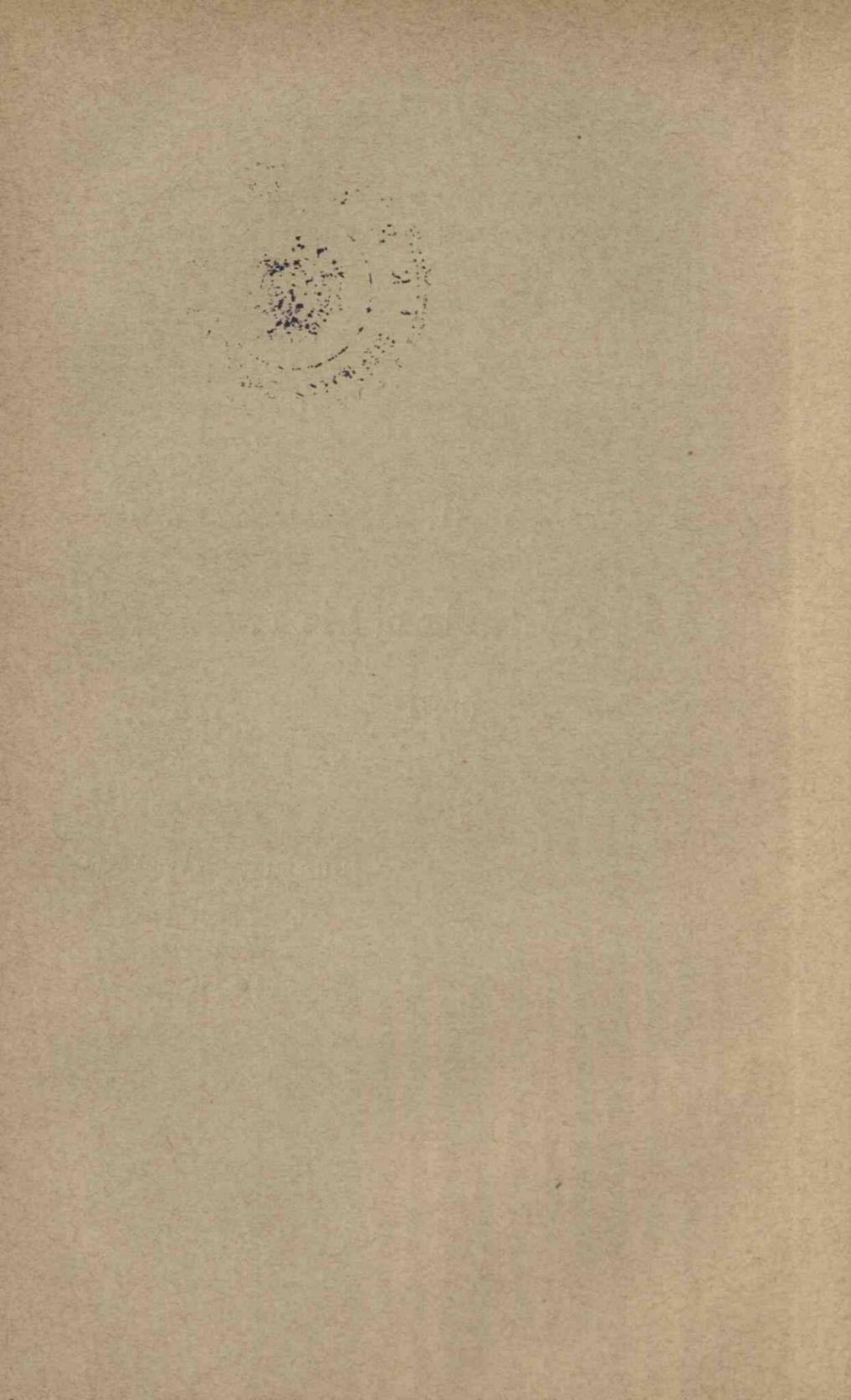


II.

Fürst Demeter.

(1865.)

Motto: Auf rollenden Steinen wächst
kein Moos.





I.

Warum Nicu Navru sich verheirathet hatte, wußte eigentlich Niemand in der sogenannten Gesellschaft der Provinzial-Hauptstadt zu sagen. Seines Freundes Veri bescheiden geäußerte Ansicht, er habe sich vielleicht verliebt, war von allen seinen Cousinen mit einem solchen Sturm von Entrüstung zurückgeschlagen worden, daß keiner mehr an diese Möglichkeit gedacht hatte. Nicu's Schwester war in ihrer Empörung über den Schritt ihres Bruders so weit gegangen, zu behaupten, er thäte es einzig und allein, um sie zu ärgern, weil sie schon mit Sicherheit auf sein Gut Navreschi für ihren ältesten Jungen gerechnet habe. Nicu habe ihr oft versprochen, nicht zu heirathen, es wäre auch ein Unsinn, jetzt noch, nachdem er die besten Partien ausgeschlagen!

Dabei war Nicu ein Mann von noch nicht achtunddreißig Jahren, seine Frau eine im Ausland aufgewachsene Landsmännin, aus guter Familie, nicht unvermögend, jung, kurz es war eigentlich Alles dazu angethan, diese Heirath zu einer recht zufriedenstellenden zu machen — aber so war die Gesellschaft —, sie hatte sich gewöhnt, in Nicu Navru nur den Ambeter von Frau Cleopatra Veri zu sehen und einen stets zur Disposition aller Damen stehenden Junggesellen, sie würde viel verlieren, nebenbei auch einen ihrer besten Tänzer, nun er sich zum gesetzten Ehemann ausbildete.

„Ich begreife die Frauen gar nicht“, sagte Veri zu seinem und Nicu's jüngerem Freunde George Belescu, — beide Herren

waren im Salon von Frau Petru — „warum hatte Nieu nicht ebenso das Recht zu heirathen wie jeder Andere?“

„Ein Mann mit so stürmischer Vergangenheit hätte allerdings besser gethan, nicht so ein Kind wie Paula ist, an sich zu reißen“, entgegnete George, „aber jedenfalls geht es uns nichts an! Fürst Demeter erwartet uns heute Abend, Veri, wir wollen immer aufbrechen. Mir ist stets bange, der Fürst spielt kein offenes Spiel, er compromittirt uns Alle!“

„Ihm sind ja die Hände gebunden, so lange er nicht ohne uns vorwärts gehen kann“, meinte Veri, und sie verließen den Saal zugleich mit dem Wirth.

Außer der Wirthin und ihrer schönen Tochter Sofie blieben nur noch Frau Veri, Zoë Navru, Nieu's Schwester, die nach ihrer Scheidung ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte, und einige ältere Damen im Salon zurück. Die Herren hatten sich ohne Abschied zu nehmen empfohlen, da sie ausnahmsweise bald wiederkehren wollten, Sofie fühlte aber, lange ehe sie sich in dem großen, mit vielen Nischen elegant möblirten Zimmer umsah, daß George Belescu fortgegangen sei, es sah Alles verfallen aus, die Stimme von Frau Veri klang so alltäglich, und die große Lampe schien plötzlich so dunkel, daß sie sich näher an sie rücken mußte, um an ihrer Tapisserie-Arbeit weiter sticken zu können.

„Wenn Navru nur um Geld geheirathet hat“, sagte gerade Frau Petru, „hätte er ja lieber Sofie nehmen können, der giebt mein Mann mehr mit.“

„Aber, Mama“, unterbrach das Mädchen kreideweiß.

„Mein Gott, Sofie, Dein Vater hat es neulich selbst gesagt, und wir sind ja unter Freunden.“

Das Mädchen schwieg; es verging ja keine Stunde, in der sie nicht durch irgend ein Wort ihrer Mutter verletzt wurde, wie konnte es sie noch erschrecken? So arbeitete sie weiter und gab sich Mühe, nichts von den Gesprächen der Damen zu hören.

„Sie vergessen die Familie, meine Liebe!“ entgegnete die alte Frau Golnof rücksichtslos, — Petru's waren Parvenus — „ich wundere mich nicht, daß er heirathet, schließlich verfallen ja alle darauf, aber daß er sich so eine Junge ausgesucht, die noch nichts vom Leben kennt, also natürlich Prätentionen hat, eine Wittwe hätte besser zu ihm gepaßt, — er muß sich doch verliebt haben!“

Das war Cleopatra Veri doch über den Spaß, daß Einer vor ihren Ohren behaupten könne, Nicu sei in Jemand Anderes als in sie verliebt.

„Navru war lange im Zweifel, ob er Paula heirathen solle, ich entschied ihn für sie“, sagte sie mit beherzter Lüge. „Ihre Mutter soll ja eine so nette Frau gewesen sein!“

„Ihre Mutter?“ fragte Zoë Navru. „Ich bin wahrhaftig nicht schwierig, aber die trieb es mir zu arg. Die Geschichte mit dem Obersten . . .“

„Liebe Sofie“, unterbrach Frau Petru, die sich für feinfühlig hielt, weil sie gewisse Dinge nicht vor Ihrer Tochter sprechen ließ, „hole mir mal die gelbe Seide aus dem Korb, der an meinem Bette steht.“

Das junge Mädchen war solcher Aufträge gewohnt, sie wußte genau, warum sie hinaus geschickt wurde. Sie ging in's Schlafzimmer der Mutter, setzte sich dort auf eine Cauzeuse und schaute in das hellflackernde Feuer. Sie fühlte sich unglücklich und gelangweilt, die tägliche Routine des Lebens wurde ihr schwer, die Vergnügungen waren ihr eine Dual, und sie war nie auf den Gedanken gekommen, sich andere, höhere Genüsse zu suchen. Sie las selten ein Buch, es war nicht Sitte in ihrem Hause, in ihrem Kreise; sie war unmusikalisch und hatte daher das Clavierspielen aufgegeben, sowie sie aus der Pension gekommen, das Zeichnen hatte sie noch ein Paar Monate fortgesetzt, dann hatte sich der Einfluß ihrer ganzen Umgebung geltend gemacht, sie that nichts mehr, was nicht Alle thaten, sie arbeitete Stickereien im Hause,

fuhr spazieren und machte oder empfing mit der Mutter Besuche. Der Arzt erklärte sie für sehr anämisch und verschrieb ihr Eisen, was sie regelmäßig nahm, ohne aber die geringste belebende Kraft dadurch zu spüren. Sie hatte für all die pikanten Klatschereien ihrer Mutter ebenso wenig Interesse wie für Politik, auf die ihr Vater, ein reich gewordener Pächter, sich mit Leidenschaft geworfen hatte, und in der auch ihr Bruder Costica lebte und webte. Sie mußte Gespräche über sie so und so viel Stunden des Tages mit anhören, wie sie aufstehen und zu Bett gehen mußte. Das einzige lebende Gefühl in ihr war eine Art Scham vor der Gewöhnlichkeit ihrer Mutter, aber auch das war erst lebend geworden, seitdem George Belescu im Hause verkehrte. Schon bei dem ersten Besuche, den er, als Richter nach Fassy versezt, ihnen machte, war es ihr peinlich gewesen, mit welcher Ostentation die Mutter gesagt hatte, sie empfinge jeden Mittag Gäste, ob er ihr nicht auch manchmal „die Ehre“ schenken wollte. Und als er dann das erste Mal gekommen war, hatte sie Champagner serviren lassen und im Gespräch geäußert, es wäre doch ein rechtes Glück für ihn, daß sein Bruder gestorben sei, sonst hätte er das Gut noch verschuldet bekommen.

Er hatte erwiedert: „Gnädige Frau, ich hätte lieber das Gut verloren und meinen Bruder behalten.“

„Natürlich“, meinte sie lachend, „das sagt man immer, nachdem man es hat.“ Worauf er schwieg, und Sofie vor Verlegenheit hätte in die Erde versinken mögen.

Wenn es für Sofie augenscheinlich war, daß ihre Mutter sie mit Belescu verheirathen wollte, mußte er es nicht längst durchschaut haben? Und was ihr vor Anderen gleichgültig gewesen wäre, wurde ihr unglaublich, ja fast unerträglich beschämend diesem Manne gegenüber. So hatte sie zu ihm ein ganz besonderes Benehmen an den Tag gelegt; jedes Mal wenn sie mit ihm zusammentraf, beging sie irgend eine Un-

geschicklichkeit, die er sich zu ihren Ungunsten auslegen mußte. Entweder war sie zu abweisend, was wie Coquetterie aussah, oder, um es wieder gut zu machen, verfiel sie in's Ge- gentheil und zeichnete ihn besonders aus. Daß er vielleicht weder das Eine noch das Andere beachtete, das war ihr nie in den Sinn gekommen, sie war zu sehr gewohnt, von den Männern reden zu hören wie von Geschöpfen, deren Wohl und Wehe von Frauengunst abhinge.

So saß Sofie also in dem halbdunkeln Gemach und dachte darüber nach, was sie heute mit George Belescu gesprochen, und was sie besser hätte sagen sollen, als der Diener ihr meldete, daß er den Thee in den Salon gebracht. Herr Veri und Belescu waren mit ihrem Vater zurückgekehrt, Sofie servirte auch ihnen den Thee mit der ruhigen Grazie, die ihr eigen war. Sie sah überhaupt sehr schön aus. „Schade, daß ihre kohl schwarzen Augen so ausdruckslos sind,” dachte George, als er seine Tasse aus ihren Händen empfing. „Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen?” sagte er laut. „Es wurde eben so viel Schönes über Sie gesprochen!”

„Über mich?” fragte sie, ihn kalt anschauend, „von wem?”

„Vom Fürsten Demeter!”

„Ja, alle älteren Herren haben eine gewisse Vorliebe für mich!”

„Das klingt wie ein Vorwurf für uns Jüngere! Sollten wir nicht im Stande sein, Ihre Vorzüge zu würdigen?”

„Meine Vorzüge,” erwiderte sie, das Wort ironisch betonend, „sind nicht identisch mit meiner Person” und damit wandte sie sich fort von ihm.

George Belescu war ganz bestürzt: „Diese Unverschämtheit der Emporkömmlinge! Sie denken immer nur, jeder reißt sich um ihr Geld! Aber diese hochmuthige Rede stand ihrer Juno-Gestalt! Warum verkehre ich aber auch noch hier. Man darf sich nie in falsche Verhältnisse ziehen lassen, und ich gelte schon in der ganzen Stadt für einen Glücksjäger.”

Als er sich eine Stunde später verabschiedete, geschah es mit der festen Absicht, nur in Visitenkarten noch in das Haus zu kommen. Sofie aber quälte sich die halbe Nacht noch mit den Worten herum, die sie ihm gesagt hatte, bald glaubte sie, er habe sie recht verstanden, bald meinte sie, er könne sie für arrogant gehalten haben, und selbst im Traume hatte sie wieder einen Wortwechsel mit ihm.

Ihre Eltern besprachen unterdeß, wen sie beauftragen sollten, Belescu direkt zu fragen, ob er Sofie heirathen wolle. Herr Petru sagte: „Ich brauche ihr nur 30,000 Dukaten mitzugeben, wenn er sie nimmt, weil Belescu selbst wenig hat, und sie für ihn immer noch eine gute Partie ist.“

„Wir können ja immer nachher noch zulegen,“ meinte Frau Petru, „wenn es ihm zu wenig ist, mehr anbieten mußt Du jedenfalls nicht. Und wenn Belescu Dein Schwieger-Sohn wird, mußt Du Dich für die Bojaren-Partei entscheiden. Deine Mittelstellung war zwar bisher sehr angenehm, die Weißen, wie die Nothen machten mir vor den Wahlen immer den Hof, aber auf die Dauer könnt' es Dir schaden.“

Ihr Gatte lächelte schlau. „Liebes Kind“, sagte er wohlgefällig, „es bildet sich so etwas wie eine Mittelpartei, in der ich eine der Hauptrollen spielen werde, die für die Freiheit, wie die Nothen und für die Bojaren, wie die Weißen ist, die Fürst Demeter anführt, und die hauptsächlich, — aber das kann ich Dir nicht sagen, Dir nur andeuten, daß es bunt zugehen kann diesen Winter, daß wir etwas erleben werden!“

Frau Petru interessirte sich nur für die Häupter einer Partei, nicht für ihre Principien, darum unterbrach sie ihren Mann:

„Halte Dich nur immer an Fürst Demeter, was war heute Abend bei ihm los?“

„Nichts, er war nicht bei Laune und explicirte uns seine neueste Erfindung!“

Frau Petru seufzte: „So Einer wäre mir ein erwünschter

Schwiegersohn, mit hundert Ahnen, dem Fürstentitel, nicht mehr jung —.“

„Nächstens wirst Du für Sofie an den regierenden Fürsten denken“, sagte lachend ihr Gatte.

„Nein! an den nicht, das versichere ich Dir, lieber gäbe ich sie einem Pächter!“ das war die Menschengattung, die Frau Petru am meisten verachtete, weil sie ihr einmal angehört.

II.

Fürst Demeter hauste einsam in seinem Palaste, der zum größeren Theil unmöblirte Säle barg, in die durch die zerbrochenen Scheiben das helle Licht des Ostens glänzend schien und das Gewürm belebte, das sich gegenseitig ungestört verzehrte. Nachts wüteten die Mäuse dort, die sich sogar bis in die Gemächer wagten, in denen der Fürst wohnte.

Er war der Abkömmling eines hohen Hauses, und alle seine Ahnen hatten ihr Bestes auf ihn vererbt: eine riesige Körperkraft und eine unbezähmbare Wildheit. Keine moderne Bildung hatte sie bezwingen können, sein Lachen glich einem Wiehern, und keine Kunst der Toilette konnte seiner Figur die rohe Stärke nehmen, die jeder Eleganz Hohn sprach. Er war liebenswürdig in Worten, aber sein Mund glich einer Carrikatur, wenn er es war, und sein Auge sprach den Reden Hohn. Und das wußte er, und oft fluchte er der Bildung, die ihn mit sich selbst uneins gemacht, oft hätte er wie ein wildes Pferd sich tummeln mögen über die Steppe, und Tage und Nächte lang jagte er in den Wäldern seiner Güter.

Vielfach waren die unheimlichen Gerüchte, die über ihn in Stadt und Land kursirten; er sollte einen Mord begangen und auch seine Frau vergiftet haben. Nach ihrem Tode war er mehrere Jahre in Russland gewesen, wo, wußte keiner, er hatte auch Niemand, den es interessirt hätte; mit seinem Vater lebte er in Todfeindschaft, Geschwister hatte er nicht.

Seitdem, seit fast 7 Jahren, bewohnte er den großen Palast in der Provinzial-Hauptstadt, nie, auch nicht im heißesten Sommer, zog er auf's Land. Er hatte es nicht verwunden, daß die Leibeigenschaft aufgehoben worden war, daß er nicht mehr das Recht hatte, seine Diener zu prügeln, daß der ganze, verächtliche Unsinn des Westens sich auch hier breit gemacht habe. In seinen Palast hatte er noch einige treue Anhänger seines Hauses kommen lassen, die sich auch von ihm hätten tödtschießen lassen, welche die Existenzmöglichkeit nur im Dienen und Mißhandelstein fanden, wie er nur im Befehlen.

Auch sein Kind lebte im Palast, wenn auch in einem anderen Theil desselben als er, in Zimmern, deren Fenster auf den wüsten, grünen, hoch mit Gras bewachsenen Fleck gingen, der einst ein Garten gewesen. Alle Bäume, die dort gestanden hatten, waren auf Befehl des Fürsten, als er noch ein Knabe, abgehauen worden, weil sein Drachen, als er ihn steigen lassen wollte, an einem derselben hängen geblieben war. Die Verwalterin des Palastes, eine einsichtige Frau, hatte das Kind, als der Fürst es ihr vor neun Jahren mit einer französischen Amme und einer Gouvernante aus Paris zugeschickt, dort untergebracht. Sie hatte das schwächliche Kind, mit den nervös überregten, großen Augen gepflegt, so gut sie es verstand, denn auch als sein Vater heimkehrte, kümmerte er sich nicht um seinen Sohn. Er hasste ihn, wie sein Vater ihn gehasst: es war in der Familie Tradition. Außerdem hatte Raoul blaue Augen, und gegen die hatte der Fürst eine besondere Antipathie, die man sich schnell durch die Annahme erklärte, Raoul sei gar nicht des Fürsten Sohn.

Seit einiger Zeit zerbrach man sich den Kopf, was eigentlich Fürst Demeter bezwecke, denn er mußte etwas beziehen, wenn er plötzlich auf keinem Ball fehlte, wenn er anfing, den Königinnen der Gesellschaft den Hof zu machen und auch bei sich zu empfangen. Wollte er regierender Fürst werden? Was konnte einem Mann seiner Art daran liegen?

Gab es für ihn überhaupt noch einen Reiz im Leben und nun gar den illusorischen der Macht in einem konstitutionellen Staat? Erstere Frage legte er sich selbst oft vor, in den Tagen, wo ihn die Laune zur Einsamkeit beherrschte: „giebt es für mich noch einen Reiz des Lebens“, Reiz im Sinne der Cultur, denn Jagen war ihm eine wilde Lust. Las er gern? Es gab kaum ein Buch, besonders kein naturwissenschaftliches, das er nicht gelesen und studirt; etwas wie eine Schadenfreude empfand er bei jeder neuen Entdeckung: Wieder ein altes Recht, das durch dieselbe entthront, lauter Leidenschaften, die ihm geschaffen wurden. Er war selbst wie ein Naturgesetz, dem man plötzlich die Berechtigung abgesprochen! Immer und ewig kochte es in ihm, was aber, das wußte er selbst nicht: „Die Ueberfülle der Kraft, die nicht mehr in's Jahrhundert gehört“, sagte er oft bitter, meistens aber sagte er nichts.

Er hatte eine sogenannte politische Versammlung abgehalten, die Unzufriedenen schaarten sich um ihn, das war die Fahne, unter der er Anhänger sammelte. Sie war anlockend, denn wer war nicht unzufrieden? Der Eine mißgönnte dem regierenden Fürsten, daß er überhaupt zum Fürsten gewählt worden, der Andere neidete ihm seinen Geist, den Dritten hatte er persönlich beleidigt, und deren waren Viele, dem vierten hatte er seine Frau genommen, ein Paar suchten Mißgunst — so meinte Fürst Demeter — hinter ausländischen Phrasen wie Patriotismus und schlechter Administration zu maskiren. Da Fürst Demeter nur rein negativ vorging, d. h., da er Alle sich beklagen oder sich Witzworte über den regierenden Fürsten sagen ließ, war seine Partei von Stunde zu Stunde angewachsen. Jeder hatte das Herz voll von irgend einer neuen Gewaltthätigkeit, die der regierende Fürst begangen, einer Lächerlichkeit, der sich einer seiner Lieblinge ausgesetzt hatte, daß solch eine Versammlung bis spät in die Nacht dauerte. Manchmal langweilte sich Fürst Demeter dabei —

so war es heute gewesen — und darum hatte er eine eigenhändig konstruirte Maschine hereintragen lassen und hatte erklärt, wie sie landwirthschaftlich zu verwerten sei. Man war darauf früher auseinander gegangen, nachdem man beschlossen in der nächsten Sitzung ein zu druckendes Programm abzufassen, das Alles regeln solle. Darüber dachte nun der Fürst nach, als er allein geblieben. Ihm war das nicht recht, er wollte noch nichts formulieren, sondern nur die Leute zu sich gewöhnen und wenn seine Pläne reif, wenn Alle durch ihn zu weit pouffirt waren, um noch wieder mit dem regierenden Fürsten Frieden zu schließen, wenn dieser gestürzt, dann sollte er, sollte Russland hervortreten.

„Wem verdanke ich diesen unangenehmen Versuch, die Lage der Dinge zu klären?“ fragte er sich, mit mächtigen Schritten auf- und abgehend in dem mit Lichtern erleuchteten großen Saal, der soeben von den Herren verlassen worden war. „George Belescu ist mein Feind! Der gehört der gefährlichsten Menschenorte an, brauchbar, wenn man sie zu tödern weiß, aber wenn sie widerstehen, nur über den Haufen zu schießen. Er ist verarmt, vielleicht ist er mit Geld abzufinden; er wäre nicht der Erste, der die Idee der Gesetzlichkeit im Munde führt und sie mit ein paar Tausenden hinunterschluckt. Für den Nothfall bleibt das Pulver; sein Vater hat sich nach dem Jahre achtundvierzig drüben in Oesterreich einsperren lassen, er war ein Hartkopf, so wird der Sohn es auch sein: es wird Alles angeerbt!“ Dabei seufzte der Fürst und ging in sein Arbeitszimmer, ihm war sein Sohn eingefallen, der die blauen Augen hatte und mit ihnen natürlich die ganze Art seiner Mutter! Wenn er an seine todte Frau dachte, überkam ihn immer ein Gefühl des Hasses: „Sie war ein miserables Geschöpf!“ murmelte er vor sich hin.

Einer Fee gleich war sie ihm erschienen, als er sie zuerst sah, so zart, so bleich, so wunderbar demütig aus den großen Augen blickend. Wie hatte er sich gehaßt, als sie vor

ihm zitterte, wie hätte er sein ganzes Sein verändern mögen, um ihr Sympathie zu erregen, und wie gottähnlich war er sich erschienen, als sie seine Hand annahm. Sie aber hatte stets vor ihm gezittert, doch hinter seinem Rücken, da gab sie der ganzen Verachtung, die sie, die französische Fürstin, für den „Barbaren“ empfand, Worte. Roh nannte sie ihn; er würde den Abend nie vergessen, und lebte er tausend Jahre, wo seine Illusionen über sie zuerst zerrissen. Schön hatte sie dagestanden, herrlich geschmückt, um mit ihm zu einem Hofball zu fahren, denn die Brillanten des Barbaren trug sie gern am Pariser Hof, und wie er sie angeschaut, hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, hatte er sie in seine Arme geschlossen, das feine Gewebe mit Goldstickerei, das sie trug, zerrissen und gesagt: „es soll kein Anderer sehen, wie schön Du bist, Du bist nur mein.“

Sie hatte geschwiegen, als er dann aber ging, um den Wagen selbst zurückzuschicken, da hatte sie, ehe er hinter der Portière verschwunden: „das rohe Thier!“ herborgestoßen. Er war erstarrt stehen geblieben und hatte noch gehört, wie sie der eintretenden Kammerfrau ihr Unglück geklagt, an solch einen Unmenschen gekettet zu sein, der nicht einmal ihre Toiletten respektire.

Wäre Fürst Demeter gewesen, wie er hätte sein mögen, wäre er davon gegangen und hätte nie mehr ein Wort mit ihr gewechselt; er war aber Barbar, und so kehrte er zurück, jagte die Kammerfrau aus dem Hause, sagte seiner Frau, daß er sie für sich gekauft habe, und da sie den Kauf eingegangen, habe sie seine Bedingungen zu erfüllen. Sie haßte ihn dafür, aber sie wurde von Stund an nur noch demüthiger zu ihm, er aber verachtete sie, daß sie sich Alles gefallen ließ und sich hinter seinem Rücken rächte und nicht offen vor ihm. „Das ist der Unterschied zwischen Osten und Westen“, pflegte er ihr höhnisch zuzurufen, „ich habe wenigstens den Muth meiner Überzeugung!“

Sie rächte sich wirklich an ihm, aber auf ihre Art, gesetzmäßig vorzuwerfen war ihr nichts. Aber der kleine, pomadisierte Vetter, den Demeter zu unbedeutend fand, um ihm seine Verachtung auch nur auszudrücken, der kannte jede Falte ihres Herzens, und hätte er zeichnen können, hätte er Demeter treffen müssen, denn jeder Gest, jeder Ausdruck desselben wurde ihm wiederholt. So kannte der ganze Club, ganz Paris des „Barbaren-Prinzen“ Angewohnheiten und intimste Lebensverhältnisse, bis die hohe Märtyrerin plötzlich, wie es hieß, in Folge roher Behandlung, in Wahrheit aber an einer Lungenentzündung starb, und jedes Interesse am Prinz Demeter erlosch.

Er hatte seinen Sohn nie gern gehabt, seitdem er aber die Erblichkeitstheorie studirt und seine Ueberzeugung, der Körper gäbe den genauesten Abglanz des Geistes, einmal bestätigt gefunden, seitdem hätte er sein Kind, denn es glich Zug für Zug seiner Mutter. Raoul würde die ganze Hypothek der Kultur haben, ohne im Stande zu sein, ihren Geist zu erfassen, er würde sich nie für eine Gedankenarbeit interessiren, und er würde nicht einmal ordentlich jagen können, denn seine Mutter verachtete das Waidwerk und ritt nicht einmal gern.

„Alles ist angeerbt!“ stöhnte der Fürst noch einmal und zerschlug eine kleine Apollobüste, die auf einer Console stand. Dann klingelte er heftig, ließ sein Pferd satteln und jagte in die Nacht hinein. Wohin? war ihm gleichgültig, dem Wind entgegen!

Daheim im wüsten Palais brannten unterdess all die Herzen weiter. Sie durften ohne Befehl nie gelöscht werden, und der Fürst vergaß stets, den Befehl zu geben. All der Lichtglanz fiel auf einen leeren, ungepflasterten Hof, in dessen einer Ecke eine Zigeuner-Familie sich ein Zelt aufgeschlagen hatte. Den ganzen Abend hatte sie dort getanzt und lag nun, mit ein paar bunten Lappen bedeckt, in diesem Schlaf.

„Der Fürst wird jetzt wohl ganz verrückt“, sagte ein alter Zigeuner, der immer schon früh wach wurde, als er den Lichterglanz sah. Er bedauerte, die herrliche Gelegenheit zum Stehlen nicht benutzen zu können, aber er hatte eine abergläubische Furcht vor dem Palais des „Verrückten“, das war wie gesetzt.

Jenseits des großen Hofes lag die alte Klosterkirche, und als der Fürst heimkehrte, wurde dort die Morgentokka geschlagen. Sie klang so scharf und weit hinaus, daß der Thurm von dem Ton fast zu wanken schien. Fürst Demeter schlug ein Kreuz, als er vorbeiritt, sah ihren gebrechlichen Zustand im Morgengrauen und gelobte, wenn die Revolution gelänge, die alte Kirche glänzend auf seine Kosten wieder herzustellen. Die alte Nationalkirche sollte frisch auferstehen, um Gott zu danken, daß die Nation durch die Russen vernichtet worden sei!

Auch Raoul war von der Morgentokka aufgeweckt worden. War heute Feiertag? Nein, es war die Holz- und nicht die Eisentokka, die geschlagen war. Da nicht Feiertag war, mußte er französische Grammatik lernen und durfte nicht zu Petru's gehen. Sofie Petru war das Ideal seiner Träume, wenn er sie gesehen hatte, schlief er immer Abends wie gehoben ein. Sie hatte ihn sehr gern, und der Vater erlaubte manchmal, daß er hinführ. Er wußte zwar nicht, daß es geschah, weil Sofie's Vater, als Emporkömmling, sich durch den Fürstenbesuch geschmeichelt fühlte, und weil es gut war, ihn zu schmeicheln, da er Einfluß auf den kleinen Bürgerstand hatte.

Raoul war meist glücklich, wenn er im Freien war, das Palais aber bedrückte ihn so, daß es ihm widerwärtiger als ein Kerker wurde. Nachts heulste der Wind so furchtbar darin, dann wachte er auf und glaubte immer, die Glocken läuteten zu hören, unter deren Klang seine Amme begraben wurde, und dann weinte er sich das Herz aus nach ihr und vor allgemeinem, unbestimmtem Weh und Schauer vor dem

Tode. Seit zwei Jahren war seine Mutter nach Frankreich heimgeschickt, sieben Jahre lang war sie ihm sein Ein und Alles gewesen. Sie hatte viel Unbill ertragen, nur um bei ihrem Jungen bleiben zu dürfen, schließlich war sie aber doch einmal zurückgeschickt worden. Raoul war damals zu seinem Vater gegangen, um ihn zu bitten, seinen Entschluß zu ändern, und sie ihm zu lassen. Ganz schüchtern und ängstlich war er hingekommen, er kannte ja nicht einmal die Gemächer, in denen sein Vater lebte; dieser hatte ihn lachend angehört und ihn dann, ohne ihm ein Wort zu erwidern, durch einen Diener in sein Zimmer zurückbringen lassen. Jeanne aber war abgereist. Raoul hatte es lange nicht verwunden, seitdem aber fühlte er, so klein er war, daß sein Vater ihn gering schätzte, und wenn er ihn in Folge dessen auch weniger fürchtete, suchte er ihn doch erst recht zu vermeiden. Durch das viele Gerede der Dienstleute hatte er ein genaues Bild seines Vaters; Jeanne hatte ihn immer so mitleidig angesehen; so lange sie um ihn gewesen, hatte er nur das unbestimmte Gefühl eines Leids gehabt, seitdem hatte er aber erfahren, daß seine Mutter unglücklich gestorben, daß sein Vater böse sei, und Niemand in der Welt ihn lieb habe. Aber wie ein Kind alle Dinge weiß, so zu sagen ohne sie zu wissen, ohne Consequenzen aus ihnen zu ziehen und ohne über sie nachzudenken.

III.

Paula Navru war auch durch die Morgentokka geweckt worden; zum ersten Mal in ihrem „Zuhause.“ Sie war seit einigen Monaten verheirathet, aber sie hatte die ganze Zeit auf Reisen zugebracht. Am Abend vorher war sie mit den lustigen, schnell eilenden Postpferden angekommen, ganz unerwartet; aber einige alte Diener, die mit ihrer Familie das Parterre des Hauses bewohnten, das Nieu in der Stadt be-

faß, hatten schnell ein Abendessen und ein Zimmer zurecht gemacht, so daß es beinah heimisch geworden war. So hatte wenigstens Nicu gesagt, der besorgt gewesen, die Unordnung seines Hauses möge Paula wie eine schlechte Vorbedeutung erscheinen. Er war sehr gut zu ihr, so daß sie sich jeden Morgen von Neuem vornahm, ihn recht glücklich zu machen. Daß es eigentlich eine Art Beleidigung für ihn war, daß sie es sich erst vornehmen mußte, entging ihr, obgleich sie sonst die Pensionsgewohnheit hatte, sich viel mit ihren Gefühlen zu beschäftigen. Sie verspürte große Lust aufzustehen, fürchtete aber ihren Gatten zu wecken, darum überlegte sie sich, ruhig liegen bleibend, wie sie die Zimmer ihres Hauses einrichten wolle. Es würde reizend werden! Abends würde sie mit ihrem Manne immer in ihrem Boudoir sitzen, er würde ihr vorlesen, sie würde stricken, er würde immer unterbrechen wollen, um ihre kleinen Finger zu küssen, sie würde aber mit Ernst auf geistige Beschäftigung halten, denn ohnedem ist ja keine wahre Zusammengehörigkeit, das hatte sie oft gelesen. Mit solchen Vorsätzen begann also Paula ihren Tag.

Als sie zwei Stunden später am Theetisch saß, und auf ihren Mann wartete, hörte sie einen heftigen Wortwechsel vor der Esszimmerthür. Als sie auffranc, um zuzusehen, was geschehen sei, trat Nicu ein und warf sich auf's Sofa: „Denk Dir, da haben sie meine neuen Flinte putzen wollen und haben sie radical verdorben!“ rief er.

„Aber wie kann man so heftig sein, ich habe Dich ja schimpfen gehört!“ entgegnete Paula.

Nichts ist für einen zornigen Menschen aufreizender, als wenn ihm jemand sagt: „wie kannst Du so heftig sein!“

„Wie ich heftig sein kann? Wenn Dir so etwas passirte, wärst Du es auch!“ brauste er auf.

„Ich? gewiß nicht! Ich habe Principien!“

„Läß mich in Ruh' mit Principien und schenke mir lieber Thee ein!“

„Ich schenke Dir gewiß nicht ein, wenn Du so unhöflich bist!“

„Dann laß es bleiben“, sagte er und ging aus dem Zimmer und gleich darauf hörte sie ihn die Treppe hinunter gehen.

„Das ist ja ein hübscher Anfang!“ sagte sich Paula. „So ist er noch nie gewesen, die Atmosphäre des Hauses, in dem er als Junggeselle gehaust hat, wirkt so auf ihn. Mich am ersten Tage allein zu lassen, das ist ja eine unglaubliche Rücksichtslosigkeit!“

Lehnliche Scenen waren schon öfters vorgekommen, aber sie hatten immer damit geendet, daß er ihr die Hand geküßt, denn sie war ja immer im Recht.

Als er nach einer halben Stunde nicht heimkehrte, trug Paula einige Anordnungen und packte einige Kisten selbst aus, als ihre Schwägerin Zoë plötzlich vor ihr stand. Sie hatte sie seit einigen Jahren nicht gesehen, seitdem sie überhaupt nicht in der Heimath gewesen war, aber sie erkannte sie gleich.

„Das ist wohl eine neue Mode, eine ausländische“, sagte Zoë spitz, „daß man ankommt, ohne seine Familie zu benachrichtigen?“

„Wir wollten gleich nach dem Frühstück zu Ihnen gehen, es sollte unser erster Gang sein“, entgegnete Paula bestürzt.

„Solche Formalitäten waren bisher in unserer Familie nicht Sitte“, fuhr Zoë in demselben Tone fort, „jetzt wird aber wohl Alles anders werden!“

Paula schwieg darauf und bat ihre Schwägerin, ob sie nicht eintreten und ein wenig Platz nehmen wolle. Diese verweigerte es und sagte, Paula möge nur mit ihrer Arbeit fortfahren, sonst hieße es nachher, sie wäre nur gekommen, um zu stören.

„Mein Bruder ist wohl auch beim Auspacken angestellt?“

„Nein, er ist ausgegangen!“

„So, wohin denn? Ich dachte Ihr erster Gang sollte zu mir sein?“

„Ich weiß wirklich nicht, wohin er gegangen, er sagte, er hätte zu thun“, erwiderte die junge Frau verlegen.

„Sie brauchen es mir ja nicht anzuvertrauen, ich kann

es mir ohnehin denken, zu seinem Banquier wahrscheinlich, er wird Geld brauchen, nach all dem Reisen und der prachtvollen Einrichtung, die er bestellt.“

„Wir sind sehr einfach eingerichtet“, entgegnete Paula, und ihr wurde ganz schwer um's Herz solch einer unfeinen Frau gegenüber.

„Ihnen mag es einfach scheinen, ich kann Sie aber versichern, daß es weit über meines Bruders Verhältnisse geht!“

„Ich habe mich um meines Mannes Geldaffairen nie gekümmert“, sagte Paula hochmuthig, ihr riß die Geduld.

„Ich gebe Ihnen aber den wohlgemeinten Rath, sich drum zu kümmern, wenn Sie nicht eines schönen Morgens abgepfändet werden wollen.“

Paula schwieg, sie konnte doch die Schwester ihres Mannes nicht zur Thür weisen. Zoë schickte sich auch gerade an, fortzugehen, „da Sie mich nicht auffordern zu bleiben“, sagte sie.

„Aber ich bitte Sie, ich wagte nicht.“

„Jetzt würde ich gewiß nicht bleiben, sonst hieße es, ich hätte mich aufgedrängt.“

Als sie aber aus der Thür ging, trat Nicu in dieselbe ein. Sie umarmte ihn mit vieler Effusion, er aber schielte immer nach seiner Frau hinüber.

„Paula, laß das, Du überanstrengst Dich beim Auspacken!“ rief er ihr zu, ehe er sich zu seiner Schwester wandte.

„Bitte, jetzt sieh mich einmal an!“ sagte Zoë ihrem Bruder.

„Ich finde Dich recht elend ausschend.“

„Das ist, weil meine Frau mir heute noch keinen Kuß gegeben hat“, erwiderte er und ging auf Paula zu.

„Da ich Dich nur zu stören scheine“, meinte Zoë piquirt, „werde ich lieber fortgehen.“

„Du störst mich absolut nicht, bleib' doch bei uns zum Frühstück, falls wir überhaupt schon etwas zu essen im Hause haben. Du hättest mir wohl den Gefallen thun können, Dich ein wenig um meine Wirtschaft zu kümmern.“

„Ich hätte es den Ansprüchen Deiner Frau doch nicht recht gemacht.“

„Sei nicht ungemüthlich“, sagte Nicu gutmüthig. Seine Schwester aber war zu verstimmt und ging fort.

Als sie die Thür geschlossen, wandte sich Paula kalt an ihren Mann und sagte:

„Das ist eine Beleidigung, wenn Du fortgehst und dann wiederkommst und thust, als sei nichts zwischen uns vorgefallen, ja, mich sogar küßt. Meinst Du, ich bin eine Frau, die Deine Zärtlichkeit dulden muß, wenn Du bei Laune und Deine Unhöflichkeit, wenn Du verstimmt bist?“

„Läß es gut sein, Kleine“, unterbrach er.

„Nein, ich lasse es nicht gut sein, Du gehst fort, und ich bin den Ungezogenheiten Deiner Schwester ausgesetzt, die eine ungebildete Frau ist“

„Wie gut Dir das steht, wenn Du heftig bist!“

„Ich bin nicht heftig, ich sage Dir kalt und ruhig, daß ich Deine Schwester sehr ungebildet, unhöflich zu mir gefunden“

„Siehst Du, Du mußt ihr etwas nachsehen, sie hatte immer gehofft, ihre Kinder würden von mir erben.“

„Ich sehe gar nicht ein, warum ich ihr solch eine Unfeinheit nachsehen soll, und Dich finde ich empörend, daß Du es von mir verlangst!“

„Finde mich empörend, aber gieb mir einen Kuß, ich habe mich so danach gesehnt!“

Paula aber wandte sich um und ging die Treppe hinauf.

Nachmittags wurde ihr Frau Veri gemeldet. Cleopatra Veri hatte gehört, daß Nicu mit seiner Frau angekommen sei, sie war nicht nur neugierig, sie zu sehen, sondern sie wollte sich von Anfang an intim zu ihr stellen.

Paula hatte eine Art Angst vor Frau Veri, da sie von ihr immer nur als von der intimsten Freundin ihrer Schwägerin Zoë gehört hatte. So waffnete sie sich mit Kälte und Muth,

als sie in den Salon eintrat. Ihre Neberraschung war groß, als sie nicht nur eine auffallend schöne, junge, blonde Frau vor sich sah, sondern diese ihr auch freundlich in die Augen schaute und ihre beiden Hände ergriff, als sie sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie habe, ohne Sie zu kennen, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe!“

Paula war so überrascht, daß ihr fast die Thränen in die Augen traten.

„Gräßige Frau“, stammelte sie.

„Ich wußte daß Niemand — Sie verzeihen, daß ich ihn so nenne, aber mein Mann hat mich daran gewöhnt und er ist mir ja auch fast wie ein Bruder — nur eine Frau heirathen würde, die seiner in jedem Sinne würdig wäre, und so konnte ich nicht warten, bis Sie zu mir kamen.“

„Sie sind gar zu liebenswürdig!“

„Und nun möchte ich Sie auch umarmen dürfen!“

Paula ließen jetzt wirklich die Thränen herunter.

„Sie sind so angegriffen“, fuhr Cleopatra fort, als sie es bemerkte, „da wage ich kaum zu sagen, daß ich Sie bitten wollte, heute Abend eine Stunde zu mir zu kommen, es ist mein Empfangstag und ich wäre sehr stolz, könnte ich Sie unseren Freunden vorstellen!“

„Ich komme gewiß, wenn es meinem Manne recht ist!“

„Ihm wird wohl Alles recht sein, was seine reizende Frau bestimmt“, meinte Frau Veri schalkhaft. „A propos, darf ich dem glücklichen Gatten nicht persönlich meine Glückwünsche darbringen?“

„Wenn Sie ihm gestatten, sich vorzustellen“, entgegnete Paula und ließ ihren Mann bitten, zu kommen.

Nicu war so verlegen, als er Frau Veri bei seiner Frau fand, daß es selbst Paula auffiel. Cleopatra aber schlängt den Arm um ihre Taille und sagte mit bezauberndem Lächeln:

„Paula hat schon über Sie geklagt, Herr Navru, und

wir haben uns ewige Freundschaft, Ihnen aber ewige Feindschaft geschworen!"

Nach einigen anderen Redensarten empfahl sie sich.

„Sie ist wirklich reizend, welch bezaubernde Eleganz!" sagte Paula zu ihrem Mann, als er in's Zimmer zurückkam, nachdem er Frau Veri bis zum Wagen geführt hatte. „Sie hat mich mit dem ganzen Tag ausgesöhnt, auch mit Dir, alter Bär, wenn Du solch eine Freundin haben kannst, muß ja auch an Dir etwas Gutes sein!"

Nicu aber entgegnete ernst: „Sie ist nicht so gut, wie sie aussieht, ich möchte Dich vor ihr warnen!"

„Das sieht Dir ähnlich! Zoë vertheidigst Du, und diese entzückende Frau schwärzt Du an, weil sie freundlich zu mir war!" erwiderte Paula lachend, und ihr Mann schwieg. War es eine Fatalität, der er nie mehr entgehen sollte? Hatten die blonden Locken sich um seinen Lebensfaden geschlungen, war gegen das Geschick nicht zu kämpfen? Er hatte Cleopatra aufrichtig verachtet, als er sie verlassen, weil sie sich seinetwegen nicht scheiden lassen wollte, und er die drückende Lage, seinen Freund Veri täglich zu betrügen, nicht mehr ertragen konnte. Aber als er sich verheirathete, hatte er auch gedacht, Cleopatra nicht anders, als von fern zu begegnen, den Aplobomb hätte er ihr nicht zugetraut, daß sie zu seiner Frau käme. Was wollte sie von ihm? Hatte sie nicht viele Anbeter, so viel sie nur wollte? Oder war es eine Art Buße ihrerseits, daß sie sich gut mit seiner Frau zu stellen suchte? Nicu nahm gern die Motive an, die ihm bequem waren, und als eine halbe Stunde darauf Frau Veri ein wunderschönes Bouquet für Paula sandte, hielt er sie in seinem Herzen für eine büßende Magdalena. Aber er konnte sich eines Lächelns doch nicht erwehren, als er daran dachte, daß sie seiner Frau Blumen schickte aus dem Treibhaus, das ihm so furchtbar viel Geld gekostet hatte. Dies Lächeln aber war das erste Zurückfallen in alte Gewohnheiten, von jetzt ab konnte er dagegen kämpfen,

so viel er wollte, der Mann, der mit reinem Herzen seiner Frau die Treue gelobt, war am ersten Tage nach seiner Heimkehr gestorben. Noch gefiel Paula ihm besser, als jede Andere, aber nur dadurch war er noch ihr, durch den Faden hielt sie ihn, alle anderen waren so fein gewoben gewesen, daß ein weicher Frauentritt sie zerissen.

IV.

„Bringt denn mein erster Tag daheim Lauter Überraschungen?“ fragte sich Paula, als sie unter den vielen Gästen, die bei Frau Veri waren, George Belescu entdeckte. Er ging auf sie zu und schaute sie mit seinen ernsten, grauen Augen an, wie er eben nur sie anschauen konnte, die Gespielin seiner Kindheit, die Geliebte seiner Jugend, die Frau, in deren Gestalt ihn die Engel seines Himmels umschwebten. Fast ein Jahr war vergangen, seitdem er sie zuletzt gesehen hatte, sie erschien ihm unverändert, er sah nicht, daß sie unterdessen zur Frau gereift, er sah nur sie und nicht ihre äußere Erscheinung. Auf seinen Lippen schwelte das Wort, dessen Lösung er immer noch nicht gefunden: „warum hast Du nicht auf mich gewartet?“ Und doch wußte er, daß er es nicht jetzt und nie sagen würde.

Sie las nichts in seinen Augen außer der Freude, die sie empfand, ihn wiederzusehen. „Seit wann bist Du hier?“ fragte sie ihn.

„Schon seit drei Monaten!“

„Fast so lange als ich verheirathet bin“, sagte sie in kindlichem Eifer, „denn denk Dir, George, ich bin schon seit vier Monaten Frau.“

„Man merkt es Dir nicht an, kleine Cousine“, entgegnete er, „ich hätte Dich noch für ein Pensionsmädchen halten können!“

„Als wir uns zuletzt sahen, tanzten wir Hora auf Deines

Bruders Gut, den Winter darauf starb seine Frau, die arme Eliße und nun ist Ioan auch todt! Warst Du auf Breschti, seitdem es Dein Eigen geworden ist?"

"Nein, ich habe den alten Pächter dort gelassen, Alles ist unverändert geblieben. Ich habe keine Zeit, seitdem ich mich der Politik ergeben", fügte er lächelnd hinzu.

"George, das thut mir leid", erwiderte sie, ihn ernst anblickend, "sie wird Dir das Leben aufzehren!"

Sofie Petru, die neben dem Clavier saß, an dem etwas vierhändig vorgetragen wurde, hatte unterdess Frau Navru beobachtet. Nicht unfern von ihr sagte Frau Veri zu einem Herrn Lodescu: "Ihr Kleid ist etwas zu blau, sie ist ungeschickt und ohne jede Bedeutung." Lodescu lorgnettirte darauf Paula, die mitten im Saal mit Belescu sprach und fand sie recht hübsch:

"Schlank und mittelgroß, braune Augen, braunes Haar, Nase, Mund: gewöhnlich, würde ich auf ihren Paß setzen", meinte er.

"Vergessen Sie nicht, als besondere Kennzeichen hinzuzufügen", fiel Sofie Petru ein, "daß sie den Kopf beim Sprechen ein wenig schräg hält, als wollte sie Einen von unten auf ansehen, und daß sie die Unterlippe einkneift."

"Sie sind eine scharfe Beobachterin, gnädiges Fräulein", wandte sich Lodescu an Sofie. Diese schaute ihn nicht an, als sie erwiderte: "Nur Menschen, die mir mißfallen, beobachte ich genauer, die Meisten sind mir zu gleichgültig dazu."

"Sehen Sie nur, jetzt fängt Frau Navru förmlich mit Belescu zu foquettiren an!"

Frau Veri machte Lodescu ein Zeichen zu schweigen und flüsterte ihm dann zu:

"Sofie Petru soll ja im nächsten Monat Belescu heirathen."

Diese schaute unverwandt die Gruppe unter dem Kronleuchter an; in der Ecke, wo sie saß, war es so dunkel, daß man nicht bemerken konnte, wohin sie blickte. George drehte

ihr den Rücken zu, aber sie sah ihn im Geist und ihr war plötzlich, als läge sein Herz klar vor ihr. Sie sah, woran hätte sie nicht sagen können, an einer Art rührender Hingabe, die seine Haltung ausdrückte, daß die Frau, mit der er sprach, das Interesse seines Lebens in Anspruch nähme, und sie hasste diese Frau, wie sie noch nie gehasst hatte. „Ich möchte sie aber sprechen“, sagte sie zu sich, stand auf und ging durch den Saal mit dem Bewußtsein ihrer Junogestalt, trat an Paula heran und begann: „Herr Belescu, darf ich Sie bitten, mich Ihrer Cousine vorzustellen?“

Paula sah das schöne Mädchen, dessen Name ihr genannt wurde, halb erstaunt, halb bewundernd an: „Ich bin nämlich von früher Jugend an in Paris erzogen worden, so habe ich Sie noch nie gesehen“, fuhr Sofie fort.

„Da sind wir ja Leidensgefährten, auch ich bin meiner Heimath ganz entfremdet worden“, entgegnete Paula, dann sich wieder an George wendend, setzte sie lächelnd hinzu: „ich will aber alles wieder gut machen, ich will mich sogar für Politik interessiren.“

„Dann muß Herrn Belescu's Candidatur ja reüssiren, wir waren schon in einigem Zweifel über den Erfolg“, sagte Sofie etwas ironisch.

„Sie sind gar zu liebenswürdig“, fiel George ein, „wenn Sie sich für mich interessiren, leider weiß ich, daß es nur der Sache, nicht der Person gilt!“

„Du willst uns dazu zwingen, Dir ein Compliment zu machen“, erwiderte Paula lachend, als ihr Mann an sie herantrat, um ihr einen Freund vorzustellen.

Sofie wandte sich dem Fürsten Demeter zu, der ein Gespräch mit einigen Herrn schnell abbrach.

„Ich setze mich neben Sie, um Ihnen ein wenig den Hof zu machen, Durchlaucht!“

„Sie wollen damit vermeiden, daß ich Ihnen ein Gleches sage!“ entgegnete er.

„Sie irren, ich hoffe sogar, daß Sie mich mit Liebenswürdigkeiten überschütten. Aber was macht Raoul's Bonny, das Sie selbst kuriren wollten?“

„Es ist trotzdem krepirt!“

„Trotzdem? Wegen dem!“

„Ich widerspreche nie einer Dame!“

„Ich zähle aber nicht für voll, weil ich noch nicht in die Operette gehen darf!“

„Für mich zählen Sie doppelt!“

„Das sagen Durchlaucht jeder Dame!“

„Pardon, nur wenn sie jung und schön ist!“

„Als ob Ihre Meinung ein Ordensstern wäre, den man an der Brust trägt. Sie sind sehr arrogant!“

„Ich werde versuchen, mich zu bessern!“

„Dazu ist es zu spät!“

„Zur Besserung ist es nie zu spät, wo haben Sie denn Ihre Religion gelassen?“

„Den verlorenen Sohn, der schließlich heimkehrt, den habe ich immer für einen recht schwachen Charakter gehalten, lieber konsequent im Schlechten!“

„Das ist eine rechte Frauenmeinung, ohne praktische Erfahrung!“

„Natürlich, weil wir Frauen immer gut sind!“

Frau Veri mischte sich jetzt in das Gespräch, sie fand, daß Sofie lange genug mit Fürst Demeter gesprochen, sie war eifersüchtig auf jeden Mann, ob jung, ob alt, es erschien ihr als ihr persönliches Vorrecht, Alle zu fesseln.

„Durchlaucht entziehen uns unsere Männer zu oft durch die Politik“, begann sie leise schmollend. Sofie stand auf, so entgegnete der Fürst ungeniert, wenn auch leise:

„Welchen bedauern Sie?“

„Ich hätte Ihnen so viel Eifersucht nicht zugetraut“, erwiderte die schöne Cleopatra belustigt.

„Eifersucht ist erst das zu nennen, was sich auf ein Recht

stükt. Ich habe meinen Namen noch nicht auf ihre Tanzkarte schreiben dürfen!"

"Ich fürchte, Sie tanzen keine Rundtänze, da gestatte ich Ihnen einmal einen lancier!"

"Pardon, ich habe alle Tänze gelernt und auch noch keine Gelegenheit gehabt, sie zu vergessen!"

"Ihre Liste möchte ich wohl einmal sehen! Voriges Jahr hieß es" — sie brach plötzlich ab und sagte mit lauter Stimme — "Sie wollten keinen Ball mehr geben, hieß es, und dies Jahr haben Sie uns doch die Freude gemacht."

Fürst Demeter sah sich erstaunt um.

Nicu Navru stand dicht hinter ihm, und Frau Veri bat ihn mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen.

"Wir sprachen eben", fuhr sie fort, "von dem Ball, den Fürst Demeter uns nächste Woche giebt. Entsinnen Sie sich, Herr Navru, welch glänzendes Fest es im vorigen Jahre war?" Dabei lachte sie Nicu harmlos an.

Ob er sich entsann! Es war eine Erinnerung, die ihn halb mit Scham, halb mit Stolz erfüllte. Damals war sie sein gewesen, und wie ganz hatte er ihr an jenem Abend angehört. Sie schien Alles vergessen zu haben. Und welche Dualen hatte er ausgestanden, als Veri am Tage darauf ihm verzweifelt geplagt hatte, alle seine Freunde wären in seine Frau verliebt, nur er nicht, und ihn, als den einzigen Treuen, in die Arme geschlossen hatte. Was hatte er überhaupt durch die Frau gelitten, die so entzückend da saß und lächelte, er hatte geglaubt, sie sei ihm gleichgültig geworden, aber nein, er hasste sie! Er hätte am liebsten seinem Freund Veri die Augen über sie geöffnet, ihm gesagt, es gäbe nichts Bügeloseres als diese blonde Fee, aber dann wäre es zu einem Duell zwischen ihnen gekommen, in dem er fallen müsse, und jetzt hatte er kein Recht mehr dazu, da er Paula blosstellen würde!

Paula fühlte sich nicht wohl in dem lebhaften Salon von Allan, aus der rumänischen Gesellschaft.

Frau Veri, sie war noch zu fremd unter Allen, die Wirthin war zwar sehr liebenswürdig zu ihr, aber sie war doch bedrückt. Wo Frau Petru erzählte, wie viel ihr die neue Einrichtung gekostet, langweilte sie sich, wo Clavier gespielt wurde, fürchtete sie zu stören, Fürst Demeter war ihr unheimlich, und Sofie Petru mißfiel ihr sehr. So trat sie leise an Nicu heran und bat ihn, nach Hause zu fahren. Er war gern dazu bereit, Cleopatra's Coquetterie mit Fürst Demeter mit anzusehen, war ihm eine Pein.

„Mir ist doch recht schwer, daß ich Niemand von meiner nächsten Familie mehr am Leben habe, meine Mutter würde mir dies fremde Gefühl nehmen, das mich heute überkam. Sie war hier so sehr geliebt und verehrt“, meinte Paula.

Nicu gab ein leises Brummen von sich, als Protest gegen das „verehrt“. Paula bemerkte es nicht, er hätte auch nicht gewollt, daß sie es merkte, ihm war lieb, daß die Mutter in ihrem Kopf als eine Heilige lebte.

„Es war ein recht bunter Tag, Nicu“, fuhr sie fort, „morgen wollen wir aber dann beginnen, unser Leben etwas zu regeln!“

Am nächsten Morgen aber war Nicu noch in süßem Schlaf — er konnte sich vor zehn Uhr nie recht ermuntern — als der Diener ihn weckte, um ihm Herrn Veri zu melden. Paula war schon auf und hatte zu ihrem Entsezen vom Fenster aus gesehen, daß die Rosenstöcke im Garten noch nicht eingegraben waren, so hatte sie sich also den Hausknecht kommen lassen und verfolgte nun seine Ungeschicklichkeit von ihrem Boudoir-Fenster aus. Als Nicu einen Augenblick zu ihr hereinkam, rief sie ihm entgegen: „Denke nur, wir hätten nächsten Sommer keinen Rosenstock mehr im Garten gehabt!“

Nicu lachte. „Nächsten Sommer! Mein Gott, wer kann so weit denken!“

Paula entgegnete vorwurfsvoll: „Solch leichtsinnig Wort darf man nicht einmal im Scherz sagen.“

„Bitte, predige nicht, Paula, ich wollte Dir nur sagen, daß Veri mich abholt, um zu Fürst Demeter zu gehen, daß ich ihn aber zum Frühstück wieder mitbringe und vielleicht noch ein paar Andere. Laß uns ein paar Flaschen Champagner auf Eis stellen.“

„Ich finde es sehr Unrecht, daß Veri seine Frau allein läßt, wenn nichts ihn verhindert, zu Hause zu sein. Ich würde es Dir nicht gestatten!“

Unvernunft war der Zug, den Nicu am Liebsten an Frauen hatte, darum war er ganz entzückt von Paula, als er fortging.

Veri unterhielt ihn in seiner ruhigen, fast tieffinnigen Art von Politik. „Ich habe Nachrichten aus der Residenzstadt, daß der regierende Fürst abdanken will, er sieht selbst ein, daß es nicht mehr geht. Die Marulla nur hat das Spiel noch nicht satt. Da die Sache so liegt, möchte ich Fürst Demeter dazu bringen, jede Conspiration zu lassen. Siehst Du, es ist doch eine Schande für ein Land, wenn es seinen selbstgewählten Fürsten verjagt!“

„Aber wenn die Marulla noch nicht genug hat,“ meinte Nicu.

„Der regierende Fürst läßt sich ja nur bis zu einem gewissen Grad beherrschen, eines schönen Morgens jagt er all das Frauenvolk davon.“

„Fürst Demeter allerdings sucht mehr persönliche Rache, als daß er sich um das Wohl des Landes kümmert. Ihm ist am Staatsstreich nur die Aufhebung der Robotpflicht ein Dorn im Auge gewesen“, sagte Nicu.

„Ich glaube nicht, daß er persönliche Motive hat“, entgegnete Veri.

„Nur nicht idealisiren, Veri!“

„Ich achte ihn und kann ihn auch leiden.“

„Natürlich,“ dachte Nicu, „Veri hat immer eine Vorliebe für die Menschen, die ihn gerade betrügen, und ich verwette meinen Kopf, daß Fürst Demeter Cleopatra's neueste Laune

ist.“ Laut sagte er: „Mir ist er widerwärtig, er erinnert mich an einen Thierbändiger oder an einen Pflanzer aus den südlichen Staaten, der jeden Morgen zum Frühstück einige Neger todtpeitschen läßt.“

Dabei langten sie an dem wüsten Palais an.

„Wenn Fürst Demeter ein paar Tausende darauf verwendete, seinen Palast zu restauriren, das würde ihm mehr Popularität einbringen als alle seine Courmacherei!“ sagte Navru.

Fürst Demeter war nicht zu Hause, er war wieder ausgeritten und hatte den Bescheid hinterlassen, die Herren möchten so gut sein und am Abend wiederkommen.

„Ihm paßt es nicht, mit uns allein zu reden, da müßte er klarer mit der Sprache heraus“, meinte Nicu.

Beri lachte nur: „Wenn Du eine Antipathie hast, Nicu, dann hast Du sie gründlich!“

In einer Stunde kehrten sie zu Paula zurück. Der bestellte Champagner fehlte auf dem Frühstückstisch.

„Warum?“ fragte Nicu.

„Weil ich es für unvernünftig halte!“ entgegnete Paula bestimmt.

Beri lachte und sagte: „Nicu, Deine Frau hat Recht!“ Er schwieg, und Paula erröthete, sie fühlte, daß sie eine Tactlosigkeit begangen.

Aber sie hatte mit der bestimmten Absicht, ihren Tag zu regeln, so viel Außergewöhnliches zu thun vorgefunden: sie hatte ihre Köchin entlassen, weil sie nicht dulden wollte, daß diese ihren Pseudo-Mann immer bei sich beherberge, sie wußte, daß Nicu Schwierigkeiten deswegen machen würde, und sie fühlte solch wehes Gefühl, als ob sie auf einem treibenden Flusse sei und davon getragen würde, wer weiß, wohin? Vielleicht machte die Veränderung des Klimas sich geltend, vielleicht war es das Herbstwetter, sie fühlte eine so schwere Muthlosigkeit; Nicu war ja derselbe, sie hätte nicht sagen können, daß er in irgend etwas verändert sei, aber

es war, als sähe sie ihn plötzlich in einem anderen Licht, als sei keine Spur von Zusammengehörigkeit zwischen ihnen, ihre ganze Beziehung war veroberflächlich. Sie hatte ja gewußt, daß das Leben in ihrer Heimath bunt, flüchtig sei, aber es war noch mehr, es war so unreal als sei es überhaupt nicht.

V.

George Belescu dinirte immer im Grand Restaurant. Er hatte eigentlich vor Tisch zu Paula gehen wollen, aber da die Sitzung zu lange dauerte, begab er sich direct zum Speisen. Kaum hatte er Platz genommen und eine Zeitung ergriffen, als sein Freund Robert Rosco auf ihn zukam. „Ich war bei Dir, ich wollte Dich fragen, was an der Geschichte wahr ist?“

„An welcher Geschichte?“ erwiderte er etwas zerstreut, wenn auch erstaunt.

„Dass Sofie Petru gestern bei Beri's Deinetwegen Frau Navru apostrophirt hätte, dass Du ihr den Rücken gelehrt, und Navru mit seiner Frau die Gesellschaft verlassen hätte!“

„Was für ein Blödsinn! Wer hat Dir das gesagt?“

„Wer? Die ganze Stadt ist voll davon. Du wärst mit Frau Navru in Beziehung gewesen, Sofie Petru hätte das erfahren und Dir die Antwort auf Deine Bewerbung in drastischer Sprache gestern gegeben!“

„Mein Gott, wenn Paula das nur nicht erfährt!“

„Aber was ist denn daran wahr, George?“

„Was daran wahr ist, das fragst Du noch? Aber kein Sterbenstwort!“

„Hat es keine Scene zwischen Sofie und Frau Navru gegeben?“

„Aber wie soll es denn eine Scene zwischen ihnen geben haben? Sie sahen sich gestern zum ersten Mal! Und

ich, der ich heute früh Petru's Anfrage, ob ich seine Tochter heirathen will, mit Nein beantwortet habe!"

"Daraus wird das Gerede entstanden sein. Er ist wahrscheinlich wütend; er hatte vielleicht schon mit Bestimmtheit von Dir als seinem Schwiegersohn gesprochen, und zieht sich nun so aus der Affaire."

"Er ist gemein genug dazu, und da es standalös klingt, werden es Alle glauben."

"In vier Wochen spätestens ist Alles vergessen", tröstete Rosco.

"Aber Paula! Ihren Ruf vom ersten Tage an zu untergraben!"

"Du weißt ja, bei uns wird über die ehrenhafteste Frau geredet, dem wäre sie nie entgangen."

George stand auf: "Mir ist der Appetit vergangen!" So empfahl er sich und ging langsam nach Hause.

Hatte er sich etwas vorzuwerfen? Nein, er hatte nichts gethan. Als er bei sich anlangte, war er darüber beruhigt, und war es ihm auch klar, warum er derjenige sein mußte, der einen Schatten auf den Ruf der geliebten Frau warf. "Das Schicksal ist immer grausam, ich hätte sie mit meinem Herzblut vor Leid schützen mögen, ich füge ihr das Erste zu. Aber ich will versuchen, es wieder gut zu machen, zwar wie? Gehe ich nie in ihr Haus, heißt es, Navru habe mir die Schwelle verboten, bin ich oft mit ihm, sagt man: wie bei Veri's, der Mann ist immer intim mit dem Anbeter der Frau." Einmal zog ihm der Gedanke durch den Kopf, nun Sofie Petru zu heirathen, um alles Gerede zu ersticken, aber er schämte sich dessen. Sein Leben bisher war wahr und würdig gewesen, sollte er jetzt, wo er damit umging, seine Stelle aufzugeben, um politisch thätig zu sein, die neue Lebensära mit einer Feigheit und Gemeinheit beginnen? Ihn hatten die Ideale tief gepackt, ihm lag noch daran, in seinen eigenen Augen Werth zu haben, er war überzeugt, daß er nur mit reinen Händen

mit an der Wohlfahrt seines Landes arbeiten könne. Er war noch jung, er hatte zwar oft gehört, daß die Politik ein Compromiß sei, aber er hatte es nie gefühlt. Was er dem regierenden Fürsten nie verzeihen konnte, war sein Cynismus, darum war er gewillt, ihn durch jedes Mittel zu entfernen, und wenn er heirathete, ohne Liebe, ja eigentlich wider seinen Willen und seine Absicht, so war das auch cynisch. Mit welchem Herzen würde er sich der Partei des Fürsten entgegenstellen? Ihm war aber jetzt so gebrochen zu Muth, daß er sich unsäglich fühlte, in die Versammlung zu gehen, auch wollte er Navru nicht begegnen, der würde ihn dringend einladen, und er sehnte sich zu sehr nach Paula, um sich die Freude, sie zu sehen, zu gestatten. Seine Liebe war in eine neue Phase getreten, seitdem er Paula verheirathet wiedergesehen, sie war plötzlich akut geworden, und seitdem er gehört, daß die Verleumdung ihre beiden Namen zusammen nannte, war ihm bange vor sich selbst.

Um Navru zu vermeiden, hätte er nicht zu Hause zu bleiben brauchen, denn der hatte schließlich doch vorgezogen, seine Frau nicht allein zu lassen. Veri war auch nicht erschienen.

„Und diese Menschen soll ich nicht verachten?“ sagte sich Fürst Demeter, „keinen Ernst, keine Ausdauer haben sie, mit denen kann ich ja machen, was ich will, sie nutzen nichts als Genossen, aber schaden nichts als Gegner! Den Belescu bin ich schnell losgeworden — ein Paar braune Augen und aller patriotische Enthusiasmus verraut!“

Acht Tage später war der große Ball beim Fürsten Demeter. Cleopatra Veri war die Königin desselben; sie war wie in einen Schleier von Rosa gehüllt, alles war rosig an ihr, „die Farbe der Feen!“ sagte der Wirth, als er sie in den Saal führte.

Aber auch Sofie Petru war schön. Sie war etwas phantastisch gekleidet, ihr weißes Kleid trug türkische Gold-

faden-Stickerei und türkische Goldmünzen schmückten auch ihr schwarzes Haar. Das Auge war kalt wie immer und glänzte nur etwas, als Frau Navru mit einem freundlichen Gruß an ihr vorbeiging. Paula war in lichtblau gekleidet und trug Mohnblumen dazu im Haar. Als das Gedränge sie einmal in George Belescu's Nähe brachte, winkte sie ihn heran und fragte: „Bin ich nicht schön? Weißt Du, warum ich Mohnblumen trage?“ Sie schaute ihn so kindlich zuversichtlich dabei an, koquett war sie nicht, und doch war es, um ihm zu gefallen, daß sie sich so geschmückt hatte. „Seine Mohnblume“ hatte er sie früher immer genannt. Er nickte schweigend. Spielte sie wissenschaftlich mit Feuer? Einmal hatte er sie besucht, da war sie sehr bedrückt gewesen und hatte verweinte Augen gehabt. Er hätte fragen mögen, warum und konnte es nicht, sie hätte ihm etwas sagen mögen und wagte es nicht.

Jetzt lächelte sie aber glücklich: „Ich habe Dir auch einen Tanz aufgehoben!“

Er notirte sich ihn und ging dann aus ihrer Nähe. Ihm war, als höre er überall von ihr sprechen. Einmal irrte er sich wirklich nicht, das war Zoë Navru, die zu seiner Tante Golnof sagte: „Ich habe es immer gewußt, ich kannte ja die Mutter, Nicu hörte aber nicht; allerdings, daß Paula so bald anfangen würde! Und dabei sagt Nicu immer: „meine Frau hat Principien!““ Dann lachten sie beide.

Fürst Demeter redete George auf die letzte Versammlung an, an der er nicht Theil genommen. „Ich hätte mich ja nicht gewundert, wenn nicht auch Navru gefehlt hätte“, sezte er lachend hinzu. Frau Petru machte vollkommen kehrt, als Belescu an sie herantreten wollte, sie war ja eine ungebildete Frau! Herr Petru schaute immer über ihn fort. Eine merkwürdige Bitterkeit bemächtigte sich George's, und er ging auf Navru zu. Nicu nun hatte immer gehört, wie seine Frau sich beklagte, daß ihr Vetter gar nicht zu ihr käme, so machte er ein indifferent sein sollendes Gesicht und benutzte die erste

Gesprächspause, um fort zu gehen. George suchte nun, ohne recht zu wissen, was er that, Rosco auf, bat ihn, Sofie Petru in eines der Nebengemächer zu führen, damit er sie sprechen könne, im großen Saal vermeide sie ihn. Nach einigen Minuten, die er hinter einer Gruppe von Gewächsen zugebracht, sah er dann auch Rosco mit Fräulein Petru in das Zimmer treten. Ihn überfiel ein Schwindel, er sah sie groß an und konnte nicht umhin, zu sehen, daß sie schön war, aber als er an sie herantrat, hätte er ihr in's Gesicht schlagen mögen, so häßte er sie. Das Bewußtsein von irgend etwas Besonderem überkam Sofie, sie wurde ganz blaß, sagte aber mit ihrer nachlässigen Art und tonloser Stimme: „Sie haben hier wohl Verstecken gespielt, Herr Belescu? Mit wem denn?“ und sie sah sich um, um sich eine Contenance zu geben. Er trat nahe an sie heran, es war eine Leidenschaft, eine weit andere aber, als sie gehofft, ihm einzuflößen, mit der er sagte: „Gnädiges Fräulein, Sie haben einmal geäußert, Ihre Vorzüge und Ihre Person seien nicht identisch. Erstere wurden mir neulich angetragen, um Letztere werbe ich bei Ihnen!“ —

Sie war sehr groß, fast so groß wie er; ihre Augen glühten einander einen Augenblick in nächster Nähe an. Rosco nahm ein Buch vom Tisch und blätterte darin, um sie nicht zu stören.

„Und wenn ich Ihre Werbung ausschlage?“ fragte sie, immer noch die Augen fest auf ihn geheftet.

„Ich lasse Sie nicht!“ entgegnete er leidenschaftlich.

Erst senkte sie die Augen, dann blickte sie ihn ruhig an, die Spannung war aus ihren Augen gewichen.

„Ich habe das feste Vertrauen, daß Sie mir Ihre Hand nicht anbieten würden ohne Ihr Herz, im Vertrauen auf Ihr Herz nehme ich Ihre Hand!“ und sie reichte ihm die ihre.

Ihn überflog eine Schamröthe, doch nahm er ihre Hand und küßte sie.

Sofie wandte sich schnell um und ging in den Saal zurück.

„Durchschaut sie mich, und war das Ironie?“ fragte sich

George, als Rosco ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Das ist das Gescheuteste, was Du lange gethan hast! Aber warum nahmst Du das Anerbieten des Vaters nicht an, wenn Du so verliebt warst?“

„Das erzähle ich Dir ein ander Mal!“ damit ging auch George in den Saal, um seine Tante Golnof aufzusuchen.

„Ich muß meine Rolle gut gespielt haben“, murmelte er vor sich hin, „Haß scheint Liebe vollkommen zu ersehen, denn ich hasse sie, diese selbstbewußte, wohlgeformte Prüde, ohne einen Funken Geist oder Leben!“

Die alte Tante Golnof war sehr erfreut, daß ihr eleganter Neffe sich zu ihr setzte.

„Tante“, begann er, „ich habe Dir eine romantische Geschichte zu erzählen, ich hoffe, daß Du mich dann absolvirst...“

„Ich weiß schon Alles“, fiel die Tante nickend ein.

„So, hat Sofie es Dir schon gesagt?“

„Nein, Sofie nicht, aber . . .“

„Dann laß mich es Dir lieber erzählen: ich habe mich eben verlobt!“

„Du? verlobt? das ist ja nicht möglich?“

„Mit dem schönsten Mädchen im Saal, mit Sofie Petru, aber sage es noch keinem heut Abend, die Eltern wollen nicht einwilligen, darum komme ich zu Dir. Geh' Du morgen hin und wirb für mich!“

„Das ist nicht möglich, daß sie nicht wollen! Das wäre ja eine Beleidigung, Du, aus einer der ältesten Familien! Laß mich nur machen!“

„Ja, Tante, ich hoffe auf Dich, ich lege mein Glück in Deine Hände. Jetzt aber kann ich nicht hier bleiben, Du wirst begreifen, sie immer zu sehen und nicht mit ihr sprechen zu dürfen!“

Keiner weiß, ehe er es nicht ausgeprobt, welche Fülle von Verstellungskunst in ihm liegt! George war starr vor sich selbst, als er durch die öden Straßen nach Hause fuhr. Dort warf er sich auf ein Sofa und hätte weinen mögen.

Sofie glaubte im Traum zu wandeln, sie hatte wahr gesprochen, als sie gesagt, sie habe Vertrauen. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, er war hoch und edel, ihr Reichtum hatte sie bisher von einander getrennt. Sie aber, sie hatte sich von der Kleinlichkeit der Eltern beeinflussen lassen, wer weiß, wie viel Schwieriges die ihm bereitet hatten! Und sie selbst, in ihrer niedrigen Eifersucht, war sie nicht fast unhöflich zu seiner Cousine gewesen? Das mußte sie gleich gut machen, sie wollte mit Frau Navru reden. Aber was sollte sie ihr sagen, was keine Beteidigung gewesen wäre? Auch wurde sie, nachdem sie einige Schritte gegangen, von Fürst Demeter eingeholt, der ihr den Arm bot und sich beklagte, daß sie ihn den ganzen Abend noch nicht ein einzig Mal angeschaut habe.

„Ich möchte Sie um etwas bitten“, sagte Sofie, ihr war, als müsse sie dem Tanzsaal entfliehen, „lassen Sie mich hinunter in Raoul's Zimmer gehen!“

„Er wird aber schlafen“, entgegnete der Fürst kalt, „es ist Mitternacht vorbei, doch will ich Ihnen keine Bitte abschlagen!“

Sofie ließ sich von einem Diener bis zu Raoul's Zimmer führen, wo sie leise anklopfte. Die Gouvernante war noch nicht schlafen gegangen und öffnete.

Raoul erwachte und richtete sich im Bett auf: „Wie schön sind Sie, Sofie!“ sagte er ganz bestürzt.

Sie kniete an seinem Bett nieder, sie hatte solch Bedürfniß nach Liebe in diesem Augenblick und umschlang den Knaben. Er berührte die türkischen Goldmünzen in ihrem krausen, schwarzen Haar und sagte langsam: „Ich möchte Sie gar zu gern einmal tanzen sehen!“

„Das sollst Du auch“, erwiderte sie, sich aufrechtend und ihn mit strahlenden Augen anblickend, „an meinem Hochzeitstage sollst Du mit mir tanzen!“

„Ach nein, Sofie, heirathen Sie nicht“, sagte er ganz ängstlich, „dann gehen Sie auch fort!“

„Ich gehe nicht fort, im Gegentheil, dann sehen wir uns viel öfter!“ Und mit einem Abschiedskuß entfernte sie sich.

Die Gouvernante hatte alles mit angehört: „Also das ist die neue Stiefmama?“ fragte sie das Kind.

Raoul sah sie starr an. Seinen Vater wollte Sofie heirathen? Nein! Das ging nicht, sie kannte ihn gar nicht, er war so schrecklich, wenn er böse war, und er war so oft böse; neulich hatte er den neuen Koch peitschen lassen, weil ihm das Diner nicht geschmeckt hatte. Der hatte es ihm selbst gesagt und auch hinzugefügt, er würde den Fürsten noch umbringen, so daß Raoul vor Angst zwei Nächte nicht hatte schlafen können. Auch jetzt konnte er lange nicht schlafen, er sah nach, was er thun könne, morgen dürfe er gewiß nicht zu Sofie, aber wenn er ihr schriebe? Der Stallknecht würde ihm den Brief besorgen. — In diesem Gedanken fand er endlich Ruhe.

Sofie fuhr unterdesß mit ihrer Mutter nach Hause. Letztere begann: „Ich habe es diesem Belescu ordentlich gegeben, wenn der noch nicht gemerkt hat, daß er bei der Wahl durchfallen wird, weil wir gegen ihn arbeiten, ist er dümmer, als ich geglaubt!“

Sofie schwieg, aber sie lehnte sich an ihre Mutter an und küßte sie.

„Meine liebe Mama, Du meinst es so gut“, sagte sie.

Frau Petru war Zärtlichkeiten von ihrer Tochter nicht gewohnt, darum rührten dieselben sie zu Thränen.

„Läß nur, mein armes Kind, wir werden Dir schon einen anderen Mann finden!“ entgegnete sie.

Sofie war nicht im Stande, ihrer Mutter zu sagen, daß sie den gefunden, den sie liebte. Er würde ja morgen kommen, und es war süß, ein Geheimniß mit ihm zu haben. Als sie aber in ihrem Zimmer allein war, setzte sie sich vor ihren Spiegel und beschauten sich aufmerksam. Dann sagte sie laut: „Ja, er ist mein, für immer mein!“

Tante Golnof hatte ihre Sache auf dem Balle gut gemacht; wer bis nach dem Souper geblieben, erfuhr, daß George Belescu längst mit Sofie Petru verlobt sei, daß die jungen Leute aber noch warteten, weil die Eltern nicht genug Mithilf geboten wollten. Diese Version wäre ihrem Neffen nicht gerade die angenehmste gewesen, aber sie schien Frau Golnof die natürlichste. Fürst Demeter zuckte die Achseln, als man es ihm erzählte, und Alle hatten immer geglaubt, daß an der Geschichte mit Frau Navru kein wahres Wort sei.

Paula merkte den Umschwung der Stimmung zu ihren Gunsten nicht mehr, sie hatte sich nicht wohl gefühlt und war daher, nachdem sie vergeblich gewartet, daß George den ihm versprochenen Tanz reklamire, nach Hause gefahren. Sie wußte, warum sie sich so unwohl fühlte, sie hatte schon oft an die Möglichkeit gedacht, jetzt glaubte sie Gewißheit zu haben, aber diese Gewißheit erschreckte sie. Die Verantwortung, Mutter zu werden, erschütterte sie. Gerade in der letzten Zeit war ihr Sein so oberflächlich geworden, sie hatte nie mehr eine ernste Stunde ruhigen Einschgehens gehabt, dies eigene Gefühl der Unrealität hatte sie beherrscht, und nun sollte sie eine so wichtige Verantwortung auf sich laden? Ihrem Manne hatte sie schon oft davon gesprochen, er hatte aber nur Freude daran gehabt, ohne ihre schweren Gedanken zu verstehen. Er hatte stets darauf gerechnet, Kinder zu haben, es war ja das natürlichste Ding der Welt.

VI.

George Belescu wollte, bevor er seine förmliche Bewerbung bei Petru's aussprach, zu Paula gehen, ihr seine Verlobung mittheilen und sich wegen seiner gestrigen Unhöflichkeit entschuldigen. Er fand Paula allein. Sie kam ihm lächelnd entgegen und sagte:

„Wir kommen wohl, um uns wegen der Unart von gestern Abend zu entschuldigen? Das ist nicht mehr nöthig, ich habe schon verziehen!“

George hatte immer geglaubt, daß Paula ihn nicht liebe, so klar meinte er es aber noch nie gesehen zu haben. Diese liebenswürdige Milde, ohne jede Empfindlichkeit! So sagte er einige Worte von Kopfweh, das er gestern Abend gehabt, und sie fuhr fort:

„Mich freut, daß Du daraus Veranlassung genommen, mich zu besuchen. Ich bin so verstimmt, daß ich Dich durchaus brauche!“

„Macht sich der Einfluß des hiesigen Lebens schon geltend?“

„Ich weiß nicht, George, was es ist. Wir sind doch eine ganz besondere Rasse!“

Er lachte. „Ich glaube nicht, wir zeichnen uns durch nichts aus!“

„Doch! Sieh, ich habe bemerkt, daß hier alle Menschen, seien sie so gebildet, so intelligent, so gut, wie sie nur können, eine Seite haben, die vollkommen unverständlich ist!“

„Das wird wohl menschlich sein!“

„Nein, ich glaube es ist ein barbarischer Überrest.“

Er lachte wiederum, sie fuhr fort:

„Eine Seite, die zum ganzen Charakter nicht paßt, die unmöglich ist, unverzeihlich und unerklärlich.“

George war sehr ernst geworden, er fühlte sich getroffen:

„Du bist wohl einseitig, Du siehst die Welt von dem Standpunkte aus, zu dem Du erzogen bist und läßt Andere nicht gelten! Gib mir ein Beispiel, damit wir uns verstehen.“

„Gut! Da ist also Herr Rosco, ein Mann tiefer, allseitiger Bildung, ein Mann, der Interesse hat an allen höheren Bestrebungen —, aber er hat sein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht und lebt aus seiner Freunde Tasche.“

„Ja, Rosco ist mir auch stets ein Rätsel gewesen.“

„Und Veri! Ich habe gestern erfahren, daß er schon

einmal verheirathet war und Frau und Kinder im Stich ließ, um seine jetzige Frau zu heirathen!"

„Darüber können wir ohne nähere Sachkenntniß nicht urtheilen. Da wir aber von Veri's sprechen, möchte ich Dir sagen, daß Du mit der Frau nicht so intim sein solltest!"

„Ich kenne die Klatscherei schon, daß Nicu in sie verliebt war. Mein Gott! Die Frau mag koquett sein, aber sie ist reizend!"

„Und Du, Paula, Du wirst auch koquett!"

Sie blickte ihn überrascht an, er war gereizt und fuhr darum, aufstehend, fort:

„Gestern kamst Du ganz in Frau Veri's Weise auf mich zu: „Bin ich nicht schön? Für wen habe ich das angethan? etc." Ich glaubte, mir stünde das Herz still, als ich Dich so sah. Das ist der Anfang und das Ende ist nicht, wie bei Frau Veri, die ohne Herz und Kopf ist, sondern das Ende ist eine Tragödie!"

Paula war dunkelroth geworden.

„Du hast Recht!" sagte sie nach einer kleinen Pause, „Du hast Recht, ich habe mich selbst gewundert, wie schnell ich in den frivolen Ton verfallen bin!"

„Natürlich", entgegnete er plötzlich ruhig, „damit entwaffnest Du mich. Im Uebrigen habe ich weder ein inneres noch ein äuferes Recht, Dir zu predigen. Ich war eigentlich gekommen Dir zu sagen, daß ich mich im nächsten Monat verheirathe."

Paula verfärbte sich, sie sahen sich mit einem Mal wie zwei Feinde an.

„Mit wem?" fragte sie tonlos.

„Mit Sofie Petru!" antwortete er.

Ja, Paula hatte gewußt, daß sie von ihm geliebt war, sie hatte in Frauenart auf diese Liebe gebaut, wenn sie auch nie daran gedacht, sie zu erwidern, das sah George plötzlich, mit einem Blick in ihre groß geöffneten Augen. Sie aber erkannte es auch erst jetzt, als er ihr mittheilte, daß er eine Andere heirathe.

„Du bist ein Ausbund von Falschheit!" stieß sie heftig

hervor. „Mit dem Schein der Aufrichtigkeit gehst Du in der Welt umher, und ich Thörin vertraute Dir! Eben habe ich Dir noch alle meine Bekenntnisse gemacht!“ und sie lachte bitter auf.

Nichts hätte ihm süßere Musik sein können, er fühlte nur das Eine, daß sie ihn auch liebe, unbewußt, instinctiv, aber es war Liebe. Er hätte sich ihr zu Füßen werfen mögen und ihr sagen: „Deinetwegen heirathe ich eine verhafte Frau“, aber er hätte schweigen müssen, selbst wenn jetzt nicht Nieu eingetreten wäre. Dieser blieb, erstaunt über die Erregung, in der er seine Frau sah, an der Thür stehen. Paula ging auf ihn zu und sagte mit höhnischer Stimme: „Du kannst dem diskreten George zu seiner Verlobung gratuliren. Fräulein Petru ist die Auserwählte. Sie bringt ihm nicht nur ein erwünschtes Vermögen, sondern auch die Deputirtenschaft und reizende Verwandte mit. Vor drei Tagen leugnete er noch jede Möglichkeit einer solchen Heirath.“

„Die Liebe ist unberechenbar!“ erwiderte George, „ich hätte es gestern früh selbst nicht geglaubt“, und damit empfahl er sich.

„Paula, wie konntest Du so unhöflich sein?“ sagte Nieu zu seiner Frau, als sie allein geblieben waren.

„Ich kann Hypokritie nicht vertragen und außerdem empört mich, daß wir solche Leute in die Familie bekommen!“

„Familie? George ist ja nicht einmal Dein rechter Vetter!“

„Das ist wahr! Aber dennoch!“

Fürst Demeter ging ungedeß auf seinem Hause auf und ab, als der Stallknecht mit Raoul's Brief an Sofie in der Hand vorbei wollte.

„Was hast Du da“, fragt der Fürst.

„Einen Brief des jungen Herrn!“

„Gieb her, und mach', daß Du an Deine Arbeit kommst.“

Fürst Demeter las und wieherte förmlich vor Lachen. „An dem Jungen ist doch mehr, als ich denke; er haßt mich,

wie ich meinen Vater, also muß er doch auch einen Tropfen Blut von mir haben. Außerdem, in seinem Alter schon verliebt! Das verspricht viel! Wer mag ihm in den Kopf gesetzt haben, daß ich heirathen will? Das Frauenvölk! Ich werde sie alle entlassen und ihm einen Erzieher verschreiben."

Und so geschah es auch.

Raoul konnte sich denken, warum, denn der Stallknecht hatte ihm das Schicksal seiner heimlichen Epistel gebeichtet. Er war nicht seines Vaters Sohn, denn er schlug den Knecht nicht, sondern sagte stolz:

„Das schadet nichts, mein Vater wird den Brief dann selbst abgegeben haben“, und damit händigte er ihm ruhig den versprochenen Botenlohn aus.

VII.

„Ich finde keine Rolle für die Veri als die „Jeanne“, und dazu ist sie eigentlich zu dumm“, sagte Lodescu, der das Programm für die Aufführung in der Neujahrsnacht gemacht hatte. Bei Fürst Demeter sollte Theater gespielt werden von den Herren und Damen der Gesellschaft. „Die „Marquise“ würde sie wie eine demi mondaine spielen — sie weiß sich ja im Leben nicht zu bewegen — und in dem Schlüßstück ist sie unmöglich, weil sie nicht singen kann.“

„Du bist wirklich schlimm daran“, meinte der junge Costica Petru lachend, „Du kannst es doch nicht allen Recht machen, arrangire ein Paar lebende Bilder, und laß sie als Gretchen stehen.“

„Sie möchte am Liebsten in einer Männerrolle auftreten“, seufzte Lodescu, „und ich finde doch kein aufführbares Stück, das ihr Gelegenheit giebt.“

„Nimm ein unaufführbares!“

„Du hast leicht lachen, Du hast keine Verantwortung; Nillan, Aus der rumänischen Gesellschaft.

ich versichere Dir, daß ich schon ein Paar Nächte nicht darüber habe schlafen können.“

„Könnte Belescu Dir nicht ein Stück dazu schreiben, wie vor drei Jahren, als er in den Ferien hier war?“

„Er wird nicht in der Stimmung sein, er läuft den ganzen Tag wegen seiner Wahl herum, und dann hat er die Heirath im Kopfe!“

„Bewahre! Er kommt jeden Tag auf fünf Minuten zu meiner Schwester, sie gähnen sich an, dann fährt er wieder weg! So eine Verlobung ist ja nicht Fisch, nicht Fleisch! Was soll er mit ihr reden, wenn Mama immer dabei ist!“

„Du bist zu positiv, mein Junge“, entgegnete der ältere Lodescu, „Frauen muß man immer mit façons behandeln, sie wollen zu allem Anderen in der Welt da sein, nur nicht zu ihrer eigentlichen Bestimmung. Ich bin überzeugt, daß Belescu sich sehr gut darauf versteht, und daß Du immer nur unterirdische Erfolge haben wirst!“

„Die Veri ist doch nicht unterirdisch?“ fragte Costica Petru beleidigt.

„Auch Du, mein Sohn Brutus!“ erwiederte Lodescu, „dann kannst Du Dich ja auch abmühen, ihr eine passende Rolle zu finden.“

„Nein“, sagte dieser lachend, „das Gefühl der Dankbarkeit nachher kenne ich nicht, und wenn wir Einen suchen, der noch vor der Thür steht, wüßte ich wirklich nicht, wo wir ihn in unserem Kreise finden sollten!“

„Ich bewundere ihren Mann, ich bin gewiß nicht prüde, aber so etwas ertrüge ich nicht.“

„Er ahnt ja nichts davon.“

„So sagt sie immer, und Eins muß man ihr lassen, so dummi sie ist, so schlau ist sie auch! Weißt Du, wie sie es mit mir damals gemacht hat? Er fing an, uns zu beargwöhnen. Da ließ sie sich einen Liebesbrief von mir geben — so einen Anfangsbrief — brachte ihn weinend ihrem Manne:

„Denk' Dir, das wagt man mir zu schreiben!“ Er hatte eine Explikation mit mir, ich entgegnete, ich würde nicht mehr in sein Haus kommen, bis ich nicht meine unglückliche Leidenschaft verwunden, aber sie kam immer zu mir, und als wir uns über hatten, verkehrte ich wieder im Hause.“

„Mit mir hat sie sich weniger Mühe gegeben; jetzt ist Fürst Demeter an der Tagesordnung!“

„Das glaube ich nicht. Der hat sich die Geschichte mit dem Luftballon in den Kopf gesetzt, er ist den ganzen Tag draußen in Locaso.“

Das war wirklich wahr, daß Fürst Demeter, trotz der kalten Witterung, denn es war ein klarer Dezemberfrost, Tag aus Tag ein nach seinem Park Locaso hinausfuhr. Dort hatte sein Vater vor langen Jahren begonnen ein großartiges Schloß zu bauen, aber lange vor der Vollendung den Plan aufgegeben; das Fundament und einige Stücke Mauer, wie einzelne Säulen waren aber nur von den Anfängen übrig geblieben, und da die üppige Natur da draußen sie mit Grün umschlungen, und die ästhetisirende Zeit ihnen den Anstrich von Ruinen gegeben, trugen sie zu der Schönheit der Besitzung nur bei. Ein Haus, das für die Dienerschaft bestimmt gewesen, war allein vollendet worden, und stand unbewohnt da. Hier beschäftigte sich jetzt Fürst Demeter mit der Construction eines Luftballons, der lenkbar sein sollte, wie die Schiffe auf dem Meere. Ob der neue Erzieher seines Sohnes ihm diese Idee gegeben, oder er sie diesem mitgetheilt, wußten sie nicht, genug, daß sie Beide überzeugt waren mit andauernden Versuchen würden sie ihre Gedanken realisiren können. Fürst Demeter hatte sich kleine Modelle aus Paris kommen lassen, sich selbst welche konstruiert und experimentirte nun herum. So hießt er den deutschen Erzieher, der seine Ansichten immer theilte, auch für eine Perle von Lehrer, obgleich er weder je einer Stunde Raoul's beigewohnt, noch sich sonst um diesen gekümmert hatte. Raoul mußte sein bestimmtes

Pensum lernen, während sein Erzieher mit dem Fürsten draußen in Locaso den Luftballon steigen ließ; er wurde in seinem Zimmer eingeschlossen. Könnte er Abends nicht, was ihm aufgegeben worden war, mußte er es noch nach dem Diner lernen. Todtmüde saß er dann da, konnte kaum die Augen aufhalten und wurde blaß und blässer, aber was er lernen sollte, konnte er nicht behalten, sein kleines, blutleeres Gehirn war nicht im Stande etwas aufzunehmen. War er allein, kam manchmal die Wirthschafterin zu ihm, herzte ihn und brachte ihm geröstete Kastanien; meistens aber saß der Lehrer ihm gegenüber und äußerte sich dann am nächsten Tage höchst mißfällig zu Prinz Demeter über die Unaufmerksamkeit und Beschränktheit des Sohnes eines so illustren und begabten Vaters. „Es wäre schrecklich“, meinte er, „wenn solch Knaabe einmal berufen wäre, den Thron seines Vaters zu besteigen!“ Denn, obgleich der Fürst ihm nie von der Politik seines Landes gesprochen hatte, glaubte er verstanden zu haben, daß derselbe nächstens zur Regierung kommen würde. Der Erzieher hielt sich dabei für sehr gewissenhaft, er hatte Raoul sehr zurück in allen Kenntnissen vorgefunden; der Knaabe war fast zehn Jahr alt, also hätte er Quarta-Reife haben müssen und darauf hin arbeitete er nun. Raoul aber verstand noch kein Wort deutsch, und aller Unterricht wurde ihm in dieser Sprache ertheilt; so arbeitete er vom Morgen bis zum Abend, wurde aber immer nur müder und verwirrter. Dazu bekam er ein heftiges Fieber, und da nach der Theorie eines Vaters Fieber nur durch Bewegung kurirt werden könne, mußte er jetzt mehrere Stunden täglich gehen. Sein bleiches Gesichtchen war dabei so klein geworden und schienen die blauen Augen so märchenhaft klar und groß, daß Sofie Petru erschrak, als sie ihm eines Tages auf der Straße begegnete und sich Vorwürfe machte, daß sie sich so lange nicht um ihn gekümmert hatte. Darum lud sie ihn zu sich und schrieb an den Fürsten eines der Billete, die nur sie so nied-

lich schreiben konnte; es war eigen, wie all die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die ihrer Person fehlte, sich in ihren Styl ergossen zu haben schien. Der Fürst wollte ihre Bitte abschlagen, da der Erzieher nicht mit aufgesondert war, und er sich aus seines Sohnes Epistel erinnerte, daß Raoul sehr an Sofie hing, aber schließlich war es ihm am Bequemsten Ja zu sagen.

Sofie war seit dem Abend, wo George um ihre Hand angehalten, wie im Traum herumgegangen. Ihre ganze Natur schien sich verändert zu haben, sie fühlte ein warmes Leben in sich pulsiren und warf die Überfülle ihres Gefühles auch auf Andere. Es war ihr zu neu, fest zu vertrauen, als daß sie es nicht bis zum Neuersten gethan hätte; in ihrer warmen, großmüthigen Regung machte sie sich nur Vorwürfe darüber, wenn sie trotzdem ihren Verlobten ein wenig zu kalt, zu formell zu ihr fand und erklärte sich schließlich Alles zu seinem Vortheil. Auch äußerlich war sie verändert, ein rosiger Hauch war über sie gegossen, sie bewegte sich schnell, Alles trug den Stempel grösster Freudigkeit an ihr. Raoul sah es mit den scharfen, altklugen Kinderaugen, als er kaum eine Viertelstunde bei Petru's gewesen, und mit einem unerklärlichen Schmerz nahm er ihre grösste Zärtlichkeit zu ihm hin. Er fühlte sich gekränkt durch ihre liebevolle Güte, sie sah nur ein Kind in ihm, sein fröhliches Gemüth aber hätte gewünscht, daß sie ihn wie einen Gleichaltrigen behandle. Er hasste diesen George, von dem sie ihm sprach wie von einem Vorbild, und er war froh, daß er nach Hause geholt wurde, ehe er kam. Lieber noch das viele Kopfweh, die vielen Stunden und die große Müdigkeit, als Sofie's Mitleid! Er wollte ein starker und ein gescheuter Mann werden, dann sollte sie Schutz bei ihm suchen, und er würde Heldenthaten für sie verrichten! Aber daß die Heldenthaten damit beginnen sollten, daß er Deklinationen und Conjugationen zu lernen hatte, das nahm ihm jede Freudigkeit, und sein eintöniges Leben schien ihm endlos schwer und endlos lang.

VIII.

Merkwürdig ähnlich waren die Gefühle, die Paula Navru über ihre augenblickliche Existenz hegte. Sie war sehr leidend und lebte eigentlich nur zwischen Bett und Sofa, aber sie war noch mehr verstimmt als leidend, und Nicu war manchmal nahe daran zu verzweifeln, nur sagte er sich, daß die Freude Vater zu werden, wohl immer so schwer erkaust werden müsse. Einmal hatte er sich bei Veri erkundigt, ob alle Frauen in den ersten Wochen ihrer Mutterschaft sehr leiden müßten. Veri meinte, seine Frau habe nie dabei gesitten. „Cleopatra ist eben eine Ausnahme in Allem!“ dachte Nicu und seufzte nach ihrer unverwüstlichen Heiterkeit. Er hatte sie seit seiner Verheirathung nicht unter vier Augen gesprochen, und in letzter Zeit wurde es ihm immer schwerer, der Versuchung zu widerstehen, zu ihr zu gehen und sie zur Rede zu stellen, warum sie so sehr mit Fürst Demeter foquettire.

Wenn Paula aber ihren Mann quälte, so quälte sie sich selbst weit mehr. Sie war im höchsten Grade mit sich unzufrieden, sie weinte Stunden lang darüber, daß sie nicht im Stande sei, Glück um sich zu verbreiten, sie war überzeugt, sie würde eine schlechte Mutter werden, nicht die nöthige Geduld und Ausdauer haben, und sie hätte so gern sterben mögen! Dabei hatte sie erfahren, daß ihres Mannes Vermögensverhältnisse wirklich sehr schlecht standen, er hatte Hypotheken auf sein Gut aufgenommen. Boë Navru, die Einzige, der sie ihre Thür nicht verbieten konnte, und die von diesem Umstande oft profitirte, hatte ihr alle Details mitgetheilt, und nun bestand Paula darauf, daß sie sich einschränkten, daß ihr Mann zum Beispiel Wagen und Pferde abschaffe.

„Aber dann denken Alle ich bin ruinirt!“ entgegnete er.

„Besser, daß sie es denken, als daß es wirklich geschieht!“ meinte Paula. „Unser Kind soll zur Wahrheit erzogen werden,

und jeder falsche Schein, also daß wir im Stande sind, uns Equipagen zu halten, ist eine Unwahrheit!"

„Aber die Pferde kosten so wenig, daß Futter habe ich vom Gut, und der Kutscher ist seit zwanzig Jahren im Hause," plaidirte Nicu.

Paula bestand jedoch darauf und als Nicu, unter tausend Vorwänden, die Sache noch acht Tage hinausgeschoben hatte, raffte Paula sich eines Morgens in seiner Abwesenheit so weit auf, um einen Juden kommen zu lassen, der den Verkauf besorgen sollte und kündigte dem Kutscher. Nicu wurde sehr heftig, als er es erfuhr: „Ich bin Herr im Hause!" brauste er auf.

Paula entgegnete kalt: „Wenn Du keine Vernunft hast, muß ich sie für Dich und für unser Kind haben!"

„Das Kind ist Dir ein willkommener Vorwand, Du machst es für mich zum reinen Popanz! Bis es kommt, wirst Du es wohl so weit gebracht haben, daß ich es hafse!"

„Dann wird es sich mit meiner Liebe begnügen müssen!" antwortete sie, ging in ihr Zimmer, legte sich hin und weinte wiederum: „Ach Gott, wenn doch jemand käme und mir die Härte fortnähme! Ich weiß nicht, was es immer ist, daß ich nicht lieb und weich sein kann, es ist immer etwas verquer in mir, und dabei fühle ich, daß alles anders wäre, wenn!" — nein, das Wenn wagte sie nicht auszudenken, aber sie grubelte oft darüber nach, warum die Ehe so selten innerlich harmonirende Menschen finde? Weil bei der Wahl meist etwas Anderes entscheidet, und weil die innere Harmonie oder Dissonanz sich erst bei längerem Zusammenleben herausstellt? Sie hatte doch aus Neigung geheirathet, sie war so geschmeichelt, so stolz gewesen, als ihr Mann um sie geworben, nie war ihr die Möglichkeit durch den Sinn gegangen, daß sie ihn nicht liebe. Ein gut erzogenes Mädchen glaubt ja immer, den Mann wiederzulieben, der ihr zuerst von Liebe spricht, wenn sie ihn überhaupt achtet. Wie sollte sie auch nicht?

Es ist ja so merkwürdig, daß ein Mann, der so viele Frauen und Mädchen kennt, sie, gerade sie ausgewählt hat, die Gefährtin seines Lebens zu sein!

Und doch, jetzt lachte Nicu oft über die Gedanken, die ihr so tief gingen, nannte sie eine sentimentale Deutsche und hatte einmal ernstlich bedauert, daß ihr Vater sie in Dresden habe aufwachsen lassen. Außerdem, oft, wenn er ihre Hand nahm und sie streichelte, überkam sie ein kaum zu überwindendes Gefühl, als müsse sie ihm dieselbe entziehen, überließ ein nervöses Unbehagen ihre ganze Haut. Das war nun sehr unrecht und wahrscheinlich Folge ihres Zustandes, und Nicu sollte es auch nie merken — aber darum war es doch da, mit der schrecklichen Rohheit der Realität. „Es werden sich ja alle meine Sensationen wieder abstumpfen“, tröstete sich Paula, „das ist ja frankhaft.“

So verging ihr fast ein Monat, und da sie sich immer elender fühlte, entschloß sie sich, ein anderes Regime einzuführen.

Es war ein klarer, kalter Wintermorgen, dessen helle Sonne sie in's Freie lockte. Ihr Gatte hatte Besuch von mehreren Herren, sie politisirten wieder; so ging sie fort, ohne es ihm zu sagen. Es war ihr eine Freude, die frische Luft zu fühlen, die ihr Gesicht röthete, die ganze Jugendkraft überkam sie, als sie die wohlgepflegte Chaussee entlang eilte. „Welch Thor war ich, mich so lange einzusperren“, dachte sie, „der Körper ist ja nicht nur da, um uns Dual und Last zu sein, er kann uns ja auch Wohlgefühl in frischer Bewegung geben!“ Die Straße war leer, Paula hätte aber wohl kaum bemerkt, wäre sie es nicht gewesen, so ganz war sie damit beschäftigt, sich der wohlthuenden Winterfrische hinzugeben. Doch bald mußte sie umkehren, unten in der Stadt hatte sie noch etwas zu kaufen. So nahm sie einen Wagen und bog in die belebten Straßen ein. Mitten im größten Gedränge sah sie einen Leiterwagen, der einen leeren Sarg zur Stadt hinausführte. Solch ein Gefährt der Bauern, die aus ihrem Dorf kommen, um

in der Stadt die Bretter zu kaufen, zwischen die sie ihr Liebtestes
betten werden, machte ihr immer einen besonders traurigen Ein-
druck. Sie erinnerte sich schon vor Jahren, dasselbe dabei
empfunden zu haben. Ein leerer Sarg hat etwas besonders
rührendes, er ergriff Paula weit mehr, als ein schwarzes
Leichenbegägniß mit voraufgetragenem Kreuz es gethan hätte.
Es war wie ein Ding, das seinen Zweck noch nicht erfüllt
hatte, aber dessen Zweck nur irgend eine Abstufung zwischen
Leid und Verzweiflung sein konnte.

Als Paula aus dem Laden trat, in welchem sie ihren
Seidenvorrath erneut hatte, stieß sie beinah Brust an Brust
auf George Belescu. Sie erröthete, er aber beeilte sich, ihr
seine Freude auszudrücken, daß sie wieder hergestellt, und er-
bat die Erlaubniß, sie zu besuchen. Paula stieg dann wieder
in den Wagen und fuhr nach Hause. Diese Begegnung hatte
sie so verwirrt, daß sie, ehe George kam, nicht im Stande
gewesen war, sich zu besinnen, wie sie eigentlich mit ihm stand,
sie hatte ihn seit jenen heftigen Worten, die sie ihm an seinem
Verlobungstage gesagt, nicht gesprochen. Er nahm ihr aber
durch seine ruhige Unbefangenheit jede Möglichkeit anders, als
wie früher zu ihm zu sein. Nicu war sehr glücklich, seine
Frau endlich wieder wohler zu sehen und wieder Besuch em-
pfangen zu können, so strahlte er während der ganzen Zeit
ihres gemeinsamen Frühstücks, und in Paula's Herzen zog eine
lang vermisste, wohlthätige Ruhe ein. Sie sah George an,
und ihr wurde so wohl, daß sie hätte weinen mögen, und
als er einmal in der früheren, brüderlichen Art ihre Hand
streichelte, ließen ihr leise die Thränen aus den Augen hinab.
Als ihr Gatte gleich nach Tisch fortgehen mußte, erstarnten
Paula's Gefühle wieder, und als sie nun in ihrem Boudoir
saz und George ihr gegenüber, schwiegen sie beide.

„Paula“, begann er endlich, um das peinliche Schweigen
zu brechen, „was ist das zwischen uns?“

Er hatte sich oft zu Hause gesagt, daß er ihr gegenüber

diese gefährlichen Fragen stets vermeiden müsse, aber die Natur der Verhältnisse war stärker als er. Paula antwortete nicht gleich, sondern sie schaute den Mann erst lange an, der so ernst mit seinen tiefen Augen auf sie blickte. Es war ein wunderbarer Genuss, ihn so anzuschauen, und wieder traten ihr die Thränen in die Augen. Er stand auf, als er es sah und trat an's Fenster.

„George!“ sagte sie darauf leise, „warum heirathest Du das unangenehme Mädelchen?“

Er stand regungslos. Mußte es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen? War sie blind, daß sie dieselbe durchaus herbeiführen wollte? Könnten sie sich nicht schweigend verstehen, hatte sie in seinen Augen denn nicht genug gelesen? Als er noch immer schwieg, begann sie von Neuem:

„Gerade sie, George, warum mußtest Du sie wählen? Ich hätte Dir eine liebe, kleine Frau ausgesucht, die ich auch hätte lieb haben können!“

„Oh, die Frau, die Frau! mit ihrer instinctiven Falschheit!“ entgegnete George hart und wandte sich ihr zu. „Du weißt, Paula, daß jedes Ehrgefühl mir verbietet, Dir zu sagen, warum ich Sofie heirathe. Du weißt, daß es ist, weil ich Dich liebe, weil ich Deinen Namen nicht verunglimpft hören kann, und weil es gut ist, eine Doppelmauer zwischen uns aufzurichten! Du weißt Alles, Paula! Du weißt, daß, als ich durch meines Bruders Tod in den Stand gesetzt wurde, an mein Glück zu denken, ich nur den einen Gedanken an Dich haben konnte! Es war zu spät, Du warst Nicu Navru versprochen. Wäre ich es nicht gewesen, der durch Nicu's Abweisung gewonnen hätte, würde ich Deinem Vormund geschrieben haben, daß er wenig dazu geeignet sei, Dich glücklich zu machen, so könnte ich es nicht — außerdem hattest Du seine Bewerbung angenommen! — Und nun habe ich Dir gesagt, was ich nie hätte sagen dürfen!“

Er stand ihr gegenüber, sie hatte sich im Sofa zurückgelehnt; sie wagten sich nicht anzuschauen, wie zwei Verbrecher fürchteten sie sich vor dem nächsten Wort, das über ihre Lippen kommen würde. Er ging zurück an's Fenster und lehnte seine Stirn an den kalten Messingknopf desselben. Ihm schwindelte es vor den Augen, ihm war, als sei das ganze Leben eine Illusion, seine politischen, wie seine socialen Bestrebungen, als könne er Alles von sich abschütteln, und die Wahrheit sei nur, daß hier die Frau, die er liebe, vor ihm sei, er sie in seine Arme nehmen könne und der Welt entfliehen. In der kurzen Spanne Leben sollte er Alles der Illusion opfern und die Realität des Glücks verlieren? In so kurzer Zeit wären Alle todt, die ihn verurtheilen könnten, er selbst mit ihnen, und ob sein Bild zur Vergessenheit hinabstiege mit einem Flecken mehr — denn rein könne es nie mehr sein — was läge daran?

„George“, hörte er da plötzlich Paula mit klarer, ruhiger Stimme sagen, „George, wir müssen unsere Liebe zu einem Segen für unser Leben machen! Du ahnst nicht, wie Deine Nähe mir wohlthut, wie Du mich in dem höchsten Sinne beglückst, wie Du mich besser machst, besser zu den Anderen. Das ist die Liebe. In dem Sinne will auch ich auf Dein Leben wirken, scheinbar getrennt, werden wir dann doch in Wahrheit vereint leben, und was nutzlos und klein in unserem Sein war wird geläutert und gebessert werden. Willst Du mir leben helfen, so will ich es Dir auch? Willst Du mir Deine Sorgen immer sagen, damit ich die eigenen vergesse?“

Der Zauber, der ihn gebannt hielt, wurde gebrochen, sie sprach aus der Gegenwart heraus.

„Die Sorgen“, entgegnete er, „die machen wir uns immer selber, ich glaube, ich werde nie das Bewußtsein welcher haben, wenn ich bei Dir bin!“

„Ich aber, ich habe viele“, fuhr sie fort. „Nicht wahr, Du sagst mir die Wahrheit, wenn ich Dich bitte, mir eine

aufzuklären! George, Ihr wollt doch nicht den regierenden Fürsten ermorden? Wenn ich Fürst Demeter ansehe, denke ich immer, es muß Blut fließen, wo er die Hand im Spiel hat!"

George drehte sich langsam um. Er hatte doch noch immer seine eigenen Gedanken gehabt, als er auf die in ihre glänzende Schneedecke gehüllten Berge geschaut, seine Augen waren wie geblendet von der Helle draußen, als er sich nun im Zimmer umsah.

„Nein, Paula“, sagte er wie im Traum, „er soll nur zur Abdankung gezwungen werden. Ich aber, ich habe mich von Allem zurückgezogen, nenne es kindisch, aber seitdem ich dem Los der Menschheit verfallen, fühle ich nicht den Beruf, Andere zu strafen. Feder hat seine eigene Moral! Ich fühle mich nicht ohne Fehl, darum kann ich keinen Stein auf ihn werfen, an seiner Stelle wäre ich ja vielleicht nicht besser!“

„Zieh' meinen Helden nicht in den Staub“, erwiderte Paula, die ihn aufmerksam beobachtete, „an dem Tage, an dem ich aufhören müßte, das blindeste Vertrauen in Deine Lauterkeit zu setzen, würde ich aufhören Dich zu lieben, würde ich aufhören Dich zu sehen“, fügte sie schnell und beunruhigt hinzu.

Er setzte sich auf einen Stuhl in ihrer Nähe und lächelte trübe. „Du hastest eben Angst vor mir, darum gebrauchtest Du so scharfe Waffen, ich aber dachte eben weit über Alles hinweg, dachte an Zeiten, die sein werden, wenn wir lange vergangen, ob es dann immer wieder so sein wird, daß die Menschen mit frischer Kraft und Selbstbewußtsein in's Leben treten, daß sie nach dem Höchsten streben und dem Kleinen verfallen, daß das Tägliche seine Riesenmacht bewahrt!“

„Darüber durfstest Du nicht klagen, aber ich! Wüßtest Du, wie ich nur Mißmuth um mich verbreite!“

„Ich weiß, woran es liegt, Paula“, entgegnete er jetzt klar und ruhig. „Es hat zwei Gründe, nur einen davon darf ich Dir sagen: Du bist nicht milde! Denke einmal daran, wie

gleichgültig die meisten Dinge sind, die Dich kränken, und wie die Hauptſache ist, daß die Menschen sich wohl fühlen, wie die Ansichten von recht und unrecht individuell sind, und wie schnell das ganze Leben entſchwindet! Auch das meine", ſetzte er hinzu, „ich muß jetzt fortgehen."

Er ergriff seinen Hut, und ohne ein weiteres Wort zu sagen nahm er ihre Hand und verließ das Zimmer.

„Iſt nun Klarheit zwischen uns?“ fragte ſich Paula, als ſie allein geblieben. „Mir ist zu Muth, als hätten wir noch gar nicht angefangen uns auszusprechen! Wird er wohl morgen wiederkommen? Ich habe ihm ſo viel zu sagen, aber ich glaube, er will es gar nicht hören!“

Doch hatte er ihr ein Glücksgefühl gegeben, das ſie ſo ausfüllte, daß ſie den ganzen Tag nicht traurig werden konnte, und als ihr Mann zurückkam, ging ſie ihm freundlich entgegen und fragte, wo er gewesen ſei? Gerade heute aber war ihm das etwas peinlich, er hatte ſich mit Cleopatra endlich ausgesprochen, ſie hatte ihn ausgelacht und ſchließlich ersucht, ſie nicht wieder zu besuchen. Dabei hatte ſie eine unbändige Sehnsucht gehabt, ihm um den Hals zu fallen. Keiner ihrer vielen Anbeter hatte ihr ſo, wie ihre erste Liebe, wie ſie Nicu immer nannte, gefallen, er war einzig in dem Entzücken über ſie, und die Thatsache, daß er ſie ernst genug geliebt, um ſich von ihr loszureißen und ſich sogar zu verheirathen, weil ſie ſich nicht für ihn von Veri scheiden lassen wollte — das hatte ihm einen Reiz in ihren Augen gegeben, der jedem Anderen fehlte. Um ihn fester an ſich zu ketten, ließ ſie ihn ſo lange warten, auch war von der Wolluft der Katz, die erst mit der Maus spielt, ehe ſie dieselbe verzehrt, in ihr. Außerdem war ſie eifersüchtig auf Paula, Nicu sollte ihr, ganz allein ihr ſein; wenn ſie ihn wieder in Gnaden annahm, würde ſie ihn zugleich hoffnungslos mit ſeiner Frau entzweien.

Als Nicu ſie nun aber verlaffen, überkam ſie die leife Schwäche, die jede liebende Frau, ſei ſie auch foſt wie ſie

wolle, fühlt, sie fürchtete zu hart zu ihm gewesen zu sein und schlug ihrem Mann daher vor, doch mit ihr den Abend bei der „armen, kleinen Paula“ zuzubringen.

Nicu saß mit seiner Frau in deren Boudoir, es war endlich einmal ein Abend, wie ihn Paula sich im Beginn ihrer Ehe geträumt, ihr Mann las ihr vor, und sie häkelte ein kleines Täschchen für das Kindchen, das im nächsten Sommer zur Welt kommen sollte — als Veri's gemeldet wurden.

Nicu wurde roth vor Freude, um sie zu verbergen, sagte er: „Soll ich auch lieber sagen, daß Du zu angegriffen bist?“

„Im Gegentheil, ich freue mich, sie zu sehen!“ entgegnete Paula.

Cleopatra nickte Nicu nur zu und wandte sich ausschließlich an Paula: „Die Neuigkeit, daß Sie endlich wieder ausgehen, durchlief heute die ganze Stadt!“

Paula war ein wenig kühler als sonst, George's einstige Warnung fiel ihr ein.

„Sie lasen im Lichte?“ fragte Veri, der das eben zugeschlagene Buch zur Hand nahm.

Paula erröthete: „Mich interessirte das Kapitel über Erziehung!“

Veri sah sie freundlich an. „Und doch muß das Beste darüber die Mutter aus der eigenen Intuition des Herzens schöpfen“, entgegnete er. „Ich hatte eine Mutter, die wohl lesen und schreiben gelernt hatte, — sie war ja nach damaliger vornehmer Sitte erzogen — aber die seit ihrer Verheirathung kein Buch zur Hand genommen. Doch erzog sie uns mit Hülfe eines Hauslehrers so gut, daß wir im Wissen anderen Knaben unseres Alters weit voraus waren, und dabei war sie in ihrer Strenge so milde, daß wir ihr immer blind gehorchten.“

„Paula, Ihr Mann war heute bei mir und hat mir den Hof gemacht“, rief Frau Veri dazwischen, „hat er es Ihnen gebeichtet?“

„Er hatte ja nichts zu beichten“, erwiderte sie liebenswürdig, „er weiß, daß ich stolz bin, wenn Sie dulden, daß er Ihnen den Hof macht!“

Nicu stand auf, die harmlose Art, mit der Cleopatra scherzte, war ihm unheimlich, überhaupt, wie sie da Alle so harmlos zusammen saßen, als brenne nicht ein teuflisches Feuer in ihm! So holte er einen Kasten mit neuen Photographien. Größtentheils waren es Abbildungen alter Meisterwerke, doch waren auch einige von den Bildern der letzten Salons dabei. Nicu und Cleopatra setzten sich an den Tisch, um sie anzusehen, während Paula und Veri weiter sprachen.

„Die Frauen von Tizian sind mir alle zu stark“, sagte Cleopatra halblaut, „haben Sie dafür Schwärmerei?“

Cleopatra war sehr kurzfristig und hielt also die Bilder immer dicht an ihre Augen, so mußte Nicu sich über sie beugen, um zu sehen, von welchem sie sprach, dabei hauchte er sie mit seinem heißen Atem an. Es mußte ihr nicht mißfallen, denn sie that als habe sie es nicht bemerkt und fuhr fort, ein Bild nach dem anderen anzuschauen. Es war eine neue, verstholtene Lust, mit den Augen gemeinsam Bilder zu verschlingen, in denen sie nicht die Kunst, sondern nur den Ausdruck ihrer eigenen Verliebtheit sahen. Sie sprachen dabei kein Wort, aber alle Pulse schlügen ihnen, und ihre Hand zitterte ein wenig jedesmal, wenn sie ein neues Blatt aufnahm. Dazwischen klang ihnen die Rede der beiden Anderen wie die monotone Begleitung zu ihrer süßen Melodie, auch sie hätte nicht fehlen dürfen, sie gab derselben erst Relief.

„Erziehung kann alles aus einem Menschen machen“, sagte Veri's gleichmäßige Stimme, „Alles was wir jetzt als angeboren bezeichnen, ist nur ein Produkt der Erziehung der Vorfäder, sonst hätten die Menschenkinder ebenso wenig Begriff vom Unterschied zwischen gut und böse wie die Thiere.“

„So viel Macht würde ich der Erziehung nicht zutrauen“, wandte Paula bescheiden ein. „Wenn ich auch nicht, wie

es jetzt, glaube ich, Mode ist, sage, daß Alles angeboren ist, so habe ich doch nur ein persönliches Gefühl von ihrer Wichtigkeit im Modifiziren. Allerdings entscheidet da Erfahrung."

"Um von Erfahrung zu sprechen, müßte man Tausende von Fällen statistisch sammeln können. Auch bei mir ist es mehr ein individueller Glaube; überhaupt, was die Allgemeinheit anbelangt, ist schwer für sie Gesetze zu ziehen. Man lernt an Allem zweifeln."

"So ist es mir auch gegangen. Man weiß schließlich gar nicht mehr, worauf es eigentlich ankommt, wenn man sieht, daß die Menschen, die an irgend etwas Ewiges glauben, so viel Unglück auf Erden bereiten, und dabei Andere, die ohne das, was wir Principien nennen, sind, den Mitmenschen so viel Leid abnehmen, ja Glück bringen! Worauf kommt es an? Auf die Zeit, die Feder lebt, oder auf den Gedanken, für den Alle leiden, der nach unserer vielleicht fasslichen Auffassung aber ewig ist? Denn auch das ist ja Auffassung! Haben Sie auch manchmal gefühlt, wie schrecklich es ist, daß man nicht aus sich selbst hinaus kann?" Paula schaute Veri dabei so eifrig an, daß er lächeln mußte.

"In welchem Sinne aus sich selbst hinaus?" fragte er.

"Um einmal die Welt wie ein Hottentotte ansehen zu können, um andere Ansichten über das Wichtige und Unwichtige in derselben zu bekommen!"

"Mir schien immer schon die Vielfältigkeit der Auffassung unter den sogenannten Gebildeten sehr merkwürdig, mir schwundete schon, wenn ich mich in die Seele eines meiner Freunde versetzen wollte. Doch habe ich noch nie gehört, daß sich eine Frau auch mit solchen abstracten Dingen beschäftigen mag!"

"Sie verliert dabei auch wahrscheinlich!" entgegnete Paula kühl. Sie hätte gern weiter gesprochen, wie so oft mit George und seinem Bruder Joan, wo sie manchmal die halbe Mondnacht auf dem Balkon verplaudert hatten, sie und Elise, Joan's Frau, immer mehr zuhörend, wenn sie sich vorgestellt,

daß man auf dem Jupiter vielleicht keinen Tod kenne, und wie das Leben sich gestalten würde und die Bestrebungen der Menschen, denen der Begriff des Nichtseins fehle.“

Als Paula und Veri schwiegen, löste sich auch der Zauber von Nicu und Cleopatra; sie warf das Bild, das sie eben in der Hand hielt, fort, daß es über den Tisch flog und sagte:

„Dieses Süßliche in der modernen Kunst ist mir zuwider, Alles ist verpuppigt!“

Paula hatte Cleopatra noch nie so derb reden hören, aber sie lächelte auch, als Veri und Nicu herzlich lachten.

„Wenn das so ein modernes Püppchen sagt, wie Du bist,“ entgegnete ihr Gatte, „klingt das allerdings sehr drollig.“

„Ich habe den Geist meiner Zeit, pflegte mir mein Mann, als er noch galanter war, stets zu sagen, wenn ich in jeder Vorlesung einschlief, mich langweile das Schwerfällige — aber das existierte im Mittelalter gewiß nicht, da war Alles Rosen und Ritterlichkeit!“

„Über Mangel an Lechterer könnten Sie sich doch nicht beklagen“, sagte Nicu und versuchte vergebens, Cleopatra's Blicke zu erhaschen, „ich finde uns Alle hier zu Lande sehr ritterlich!“

„Nein, Nicu“, entgegnete Veri ernst, „das Wesen des Ritterthums bestand in der Hochachtung der Frau; wir mögen die äußeren Formen kopiren, im Grunde des Herzens mißachten wir, mit wenigen Ausnahmen, Frauen.“

Paula wurde über diesen Gegenstand sehr lebhaft, Cleopatra aber langweilte sich, so machte sie ihrem Mann das Zeichen zum Aufbruch, und sie zogen sich zurück.

IX.

Es war Ende Februar des folgenden Jahres, als Fürst Demeter die Chaussee hinaus nach seiner Besitzung Locaso ritt. Ausnahmsweise begleitete ihn sein kleiner Sohn. Zu Neujahr Allan, aus der rumänischen Gesellschaft.

hatte er diesem ein neues Pferdchen geschenkt, was er heute zum ersten Mal bestiegen. Das Thier war wild und Raoul hatte nicht gern auf ihm reiten wollen, ein höhnisches Lächeln seines Vaters, das deutlich sagte, „natürlich bist Du ein Feigling“, hatte ihn aber so getroffen, daß er wortlos sein Pony bestiegen.

Fürst Demeter zeigte sich jetzt nicht ohne Absicht häufiger mit seinem Sohn, es stand ihm an, ein guter Vater zu sein, weil er jetzt auf dem Wege war, regierender Fürst zu werden. Seit einigen Tagen hatte der letzte regierende Fürst das Land verlassen, und die neue Lösung war: ein ausländischer Fürst! Auch Fürst Demeter äußerte sich derweile überall in diesem Sinne — denn das Weitere würde sich finden.

Noch nie war der Frühling so früh eingezogen, und man betrachtete diesen Umstand allgemein als ein gutes Omen.

Raoul freute sich der keimenden Natur, sein bleiches Gesicht röthete sich ein wenig durch die wohlthuende Bewegung, er gab sich dem Zauber des Frühlings unbewußt hin, während der Fürst hin und wieder grimm lächelte, wie er zurückdachte. Es war ihm Alles herrlich gegückt, er hatte Alle sich nach seinem Willen bewegen lassen, und Keiner hatte geahnt, daß er nichts anderes that, als ihm gehorchen. In der Nacht vor dem Berrath war er sogar selbst in der Hauptstadt gewesen und hatte gesehen, daß Alles seinen Weg ging. Der regierende Fürst hatte ja Vertrauen in seine Leibwache, deren Chef ihn gefangen nahm! „Wie konnte er auch vertrauen!“ lachte Fürst Demeter in sich. „Er war so lange Fürst, verachtete die Menschen, und doch gab es noch Ausnahmen, wo er Vertrauen schenkte! Mir wird das nicht passiren, ich kenne das ganze Pack!“

„Was würdest Du thun, Raoul“, fragte Fürst Demeter plötzlich laut, „wenn Dir ein Officier den Revolver, den Du ihm sechs Wochen vorher geschenkt hast, vor die Brust hielte, um Dich zu tödten?“

Der Knabe wußte keine Antwort, er hatte sich wohl nie in den Fall gedacht.

„Irgend etwas müßtest Du doch dabei thun“, fuhr Fürst Demeter ärgerlich werdend fort.

„Ich würde mich lieber niederschießen lassen, als daß ich mich wie der regierende Fürst gefangen setzen ließe“, entgegnete der Knabe etwas trozig.

„Dann wärst Du ein Narr!“ sagte Fürst Demeter aus Widerspruch, obgleich ihm seines Sohnes Antwort gefiel.

Darauf ritten sie schweigend weiter. Als sie in den Park einbogen, sing Raouls Ponny an, unruhig zu werden, der Knabe ängstigte sich, wagte aber kein Wort zu sagen. Plötzlich scheute das Thier vor einer weißen Säule, Raoul stieß einen leisen Schrei aus und wurde vom Pferde geworfen.

Als der Reitknecht, der eine Strecke hinterher geritten, eiligst herankam, kniete Fürst Demeter an der Erde neben dem Knaben und untersuchte seine Glieder.

„Reit' so schnell wie möglich zur Stadt und hol' den Wagen und den ersten Arzt, den Du findest“, sagte er hart, dann nahm er das Kind in seine Arme und setzte sich mit ihm auf eine Bank.

Der Aufschrei war das letzte Lebenszeichen des Knaben gewesen, jetzt lag er regungslos im Arme des Vaters. Fürst Demeter sah ihn an. Er hatte ihn wohl noch nie angesehen, oder war der Knabe plötzlich so verändert? Wie in Erz gegossen waren die Züge des kleinen Gesichtes, starr und streng, nicht verzerrt, wie versteinert nur. Er fühlte den Körper in seinen Armen ruhen, er fühlte all die Weichheit der kleinen Glieder, und wie in einen Bann hielten sie ihn. Es war ein Zauber, den seines Kindes leichter Körper, den er leblos im Arme hielt, auf ihn, den großen, kräftigen Mann ausübte, und plötzlich fiel ihm ein, daß er ihn ja noch nie im Arm gehalten, daß dieser Ring, der ihm plötzlich schien um das Herz gelegt zu sein, und der ihn beengte, daß er hätte schluchzen mögen,

das Vatergefühl sei, über das er so oft gespottet. „Du süßes Kind!“ sagte er leise, ohne kaum die Lippen zu bewegen, und seine Brust hob und senkte sich, als weinte sein Herz vor wunderbarem Wohlgefühl, das sich von seinen Armen, die das Kind umschlossen hielten, langsam durch seinen ganzen Körper verbreitete. „Mein Sohn!“ sagte er noch einmal, dann schaute er fort über ihn auf den keimenden Rasen. Er konnte den Knaben nicht mehr ansehen, ihm war, als müsse er ihn an sich drücken und küssen, und er wollte ihm doch keinen Schmerz anthun. Im Rasen aber blühten schon die Veilchen und hatten die Anhöhe vor ihm violet überzogen, ihre üppige Pracht, so hatte er oft gehört, prangte nur bei ihm in Locaso so wunderbar. Auch das sah er zum ersten Mal, daß sie so berauschend für's Auge waren, wie für den Geruch, wenn der Windhauch über sie hinführ und ihn zu ihm trug, und wie mattenähnlich sie sich vor ihm ausbreiteten. Doch wieder blickte er zurück auf sein Kind und ihm schien, als hing eins seiner Füßchen unnatürlich hinab — es war vielleicht gebrochen! Und wie ihm der Gedanke plötzlich kam, stand ihm fast das Herz still vor einem anderen: „Wenn sein Sohn todt wäre!“ Wie wild ergriff er seine beiden Hände. Nein! sie waren nicht kalt. Aber wenn er sich ein inneres Leid angethan, an dem er sterben müsse? Fürst Demeter sah nicht mehr die grünende, keimende Welt in ihrem ersten Frühlingsrausch, er sah nicht die schwellenden Knospen an den mächtigen Bäumen seiner königlichen Besitzung, er sah, in weiter Ferne der Vergangenheit, das zarte, durchsichtige Gesicht von Raoul's Mutter auf ihrem Sterbebette. Er war allein bei ihr gewesen, als sie gestorben, er war auch jetzt allein bei seinem Sohn, der ihre Züge trug, — war er auch sterbend? Nein! Sie hatte sterben können, er hatte sie nicht mehr gebraucht, aber er nicht, er, der Thronfolger, der Begründer einer Dynastie! „Nicht nach menschlichen Gesetzen, nach göttlichen bewegt sich unser Sein!“ stöhnte er und warf den Kopf in die Höhe, „ich nehme den Kampf mit Himmel

und Erde auf, ich gebe nicht meinen Sohn!" Und wenn es doch wäre? Leise strich der Wind über die blühende Fläche, er führte von der Erde wieder zur Erde zurück. „Und wenn mein Fürstenhaus erlischt? Andere, größere sind erloschen, der Abgrund des Nichts verschlingt einmal Alles. Nichts! Ja, nichts. Ich will auch nichts sein!" Und er stand auf, als ein leises Röcheln ihn mahnte, daß er seinem Kinde ein Leid gethan. Wieder setzte er sich hin, und die großen, unheimlichen Augen gruben sich starr ein in die feuchte Erde unter seinen Füßen, dann wieder auf seines Kindes fremde Züge, die denen glichen, die ihm einst lieb und bekannt gewesen, und er dachte nach über seines Sohnes armes, verkümmertes Leben, wie er ihn gequält, auch heute, wo Raoul mit richtigem Instinct das Pferd nicht habe besteigen wollen; sein höhnischer Blick war es gewesen, der ihn in's Verderben getrieben.

Neue war ein Gefühl, das Fürst Demeter nicht kannte; auch wenn er jetzt nicht von dem Rollen des herannahenden Wagens in seinen Gedanken unterbrochen worden wäre, hätte er sie nicht gefühlt.

Der Wagen kam ohne Arzt, es war keiner so schnell zu finden gewesen, und der Knecht hatte wenigstens den Wagen schicken wollen. Der Fürst sagte kein Wort, sondern stieg ein, ohne seine Last in andere Hände zu legen und fuhr nach Hause. Er dachte nichts mehr, Alles flog an ihm vorbei, erst Bäume und Wiesen, dann Häuser und Menschen, und dann hielt er am Hofthor. Auch hier ließ er sich nicht helfen, die Leute des Hauses standen in banger Erwartung dort herum.

„Schert Euch aus dem Wege“, rief er; er konnte ihre Blicke nicht ertragen und ging mit großen Schritten über den Hof, seinen Knaben immer im Arme. Auch den Erzieher schickte er unsanft davon und legte das Kind auf sein eigenes Bett, in dem großen, öden Schlafzimmer. Raoul hatte nur hin und wieder geröchelt; die Wirthschafterin, die jedem Verbot zum Trotz in des Fürsten Schlafzimmer kam, ging auf das

Kind zu, ergriff seine Hand und sagte, einen Schwamm mit Wasser nehmend: „Durchlaucht, das Kind muß aus der Ohnmacht erweckt werden.“ Als sie sich Raoul aber nähern wollte, stieß der Fürst sie zur Seite und donnerte:

„Rühren Sie mein Kind nicht an!“

Sie ging hinaus.

„Er hat's auf seinen Tod abgesehen, er will, daß der arme, unschuldige Knabe zu Grunde gehen soll, ich habe es immer gewußt“, jammerte sie den Leuten vor.

Fürst Demeter war der Ansicht, daß die Natur sich meistens selbst helfen müsse. Aber der Ausspruch der Frau war vielleicht richtig, so wühlte er in seinen Sachen herum, bis er endlich ein Paar Taschentücher fand. Diese tauchte er in kaltes Wasser und machte Raoul damit Umschläge auf den Kopf. Das konnte jedenfalls nicht schaden.

Nach kurzer Zeit trat ein Arzt ein.

Fürst Demeter schaute ihn ruhig an.

„Mein Sohn ist vom Pferd gefallen, es wird wohl nichts sein, es ist mir tausendmal passirt!“ sagte er.

Der Arzt entgegnete nichts, er hob leise die Arme, dann die Beine des Kindes in die Höhe.

„Gebrochen ist nichts,“ sagte er dann, wir müssen das Ende der Ohnmacht abwarten, Eisumschläge auf den Kopf machen und das Beste hoffen!“

Raoul aber wollte nicht aus seiner Ohnmacht erwachen. Als der Arzt am Abend zurückkam, fand er wiederum den Vater allein um sein Kind beschäftigt.

„Ich werde die Nacht hier bleiben“, schlug er dem Fürsten vor. Dieser sagte nicht ja und nicht nein, so blieb er.

„Er muß noch einmal zu sich kommen“, murmelte Fürst Demeter vor sich hin, „ich habe ihm noch ein Wort zu sagen!“

Raoul aber gehorchte nicht mehr, gegen Morgen hörte der Athem langsam auf, und als die Toffa schlug, theilte der Intendant allen Leuten mit, daß der junge Fürstensohn ge-

storben, und fuhr der Arzt langsam aus dem Hof des Trauerhauses.

So lange das Kind noch einen Atemzug in sich hatte, konnte Fürst Demeter es nicht verlassen, als Raoul aber todt, wirklich todt war, ging sein Vater mit schwankenden Schritten in sein Arbeitszimmer und schloß sich darin ein. Fast zwei Tage lang merkten die Leute nur an den lauten Schritten, in denen er dort hin und wieder auf und ab ging, daß er noch am Leben war; er hatte weder etwas gegessen, noch getrunken, seitdem er mit dem ohnmächtigen Kinde heimgekehrt. Am Abend des zweiten Tages zur Essenszeit schloß er sein Zimmer auf, trat in das Schlafgemach, in dem Raoul gestorben, ging in den großen Saal, in dem er aufgebahrt war, aber schritt scheinbar theilnahmlos an der Leiche vorbei, die Treppe hinab in das Speisezimmer. Dort ließ er sich wie gewöhnlich ein Diner serviren, beauftragte während desselben den Intendanten, den er hatte hineinrufen lassen, er möge ein volles Jahrgehalt dem Erzieher seines Sohnes auszahlen und ihm bedeuten, der Fürst wünsche ihn nicht mehr zu sehen, er möge direkt nach der feierlichen Beisehungseremonie heimreisen.

„Mein Sohn soll in der Kirche von Locaso begraben werden“, fügte er dann hinzu, stand auf und ging wiederum in sein Zimmer. Der Diener brachte ihm die Karten, die als Bekleidsbezeugung abgegeben worden waren. Der Fürst warf sie in eine Vase, verschloß seine Thür und wieder hörte man ihn in großen Schritten auf- und abgehen, die ganze, lange Frühlingsnacht.

„Er hätte nicht sterben dürfen“, das war es, was er immerfort dachte, bald mit einer Verzweiflung, daß er mit den Zähnen knirschte und das ganze Erdreich hätte zerdrücken mögen, bald mit einem Schmerz, der ihm das Herz zu zerreißen schien. Aber je mehr er fann und fann, je trostiger wurde er.

„Und Alles wird trotzdem seiner Wege gehen, mein Scheinfürstenthum wird eben nur kürzere Zeit währen, und unsere

einige, natürliche Rettung, Russland, wird eher eingreifen. Ich dulde keinen Einspruch, auch nicht vom Tode, wenn ich etwas will!" Über er irrte ruhelos weiter. Ihm das Kind zu nehmen, nun er es brauchte, und da er anfing, Freude an ihm zu haben!

Als Fürst Demeter am nächsten Tage der Beerdigungsfeierlichkeit beiwohnte, hatte er sein altes, steinernes Gesicht und den höhnischen Blick. Die zahlreich versammelten Herren und Damen trugen den Eindruck davon, daß es ihm vollkommen gleichgültig sei, daß sein einziges Kind gestorben. Er warf keinen Blick auf die kleine Leiche, die von reichen Blumenspenden überdeckt da lag. Daß er im Morgengrauen leise am Sarg gewesen, konnte allerdings keiner wissen, auch nicht, daß er seinem todtten Sohne den ersten und letzten Vaterkuß gegeben, sich dann starr in die Höhe gerichtet und mit der Vergangenheit gebrochen hatte.

Als Fürst Demeter sich aber am Abend des Beerdigungstages, zum ersten Mal, seitdem das Kind auf seinem Bette gelegen, zur Ruhe begab, beherrschte ihn wieder das wundersame Gefühl, das er gehabt, als er den Kleinen in seinem Arme gefühlt und plötzlich, plötzlich wie eine Eingebung, überkam es ihn: Raoul war nicht gestorben, ein Scheintodt war es gewesen, in dem er gelegen, und er, Fürst Demeter, hatte dem Arzt geglaubt! Wie hatte er ihm trauen können! Wußte er denn nicht, daß Alle in der Welt Betrüger waren? Wie irrsinnig griff er sich an den Kopf, zog sich mit Windeseile an, klingelte, ließ anspannen, befahl Fackeln herzurichten, ließ zwei Diener auf den Bock nehmen, warf sich in den Wagen und gab Order nach Locașo hinaus zu fahren. — Es war klar, sonnenklar in seinem Kopf, daß Raoul scheintodt war, daß der Arzt von den Gegnern seiner Partei, ja, er wußte von wem, von George Belescu, bestochen worden war, um ihn für todt auszugeben. Wie wäre es denn auch möglich gewesen, daß das Kind vom Pferde stürzte und nie wieder zum Be-

wußtsein kam! Er lag noch in einer tiefen Ohnmacht, und er, Fürst Demeter, wie ein Besessener, hatte an den Tod geglaubt, hatte mit sich spielen lassen! Wo waren denn seine fünf Sinne gewesen? Es war um sich selbst zu zerfleischen! Fürst Demeter ballte die Fäuste, dann donnerte er dem Kutscher wieder zu, schneller zu fahren, er hätte laufen mögen, er war überzeugt, er käme auf seinen eigenen Füßen schneller hin, von der Wuth, die ihn beherrschte, getrieben — aber er brauchte auch die Knechte mit den Fackeln, um in's Grabgewölbe zu steigen. Er zog seinen großen Pelz aus, den er halb unbedacht, aber wie er jetzt glaubte, instinctiv vorsichtig umgethan, breitete ihn in die eine Wagenecke, in ihn würde er Raoul hüllen, wenn er ihn zum Leben erweckt. Was er dazu thun würde, wußte er noch nicht, mitgenommen hatte er nichts; so ließ er an einer Dorfschenke anhalten und verlangte, man solle die Leute wecken, um Bramntwein zu kaufen. Als der Wirth, welcher glaubte, er würde von Räubern überfallen, aber nach einem Klopfen nicht öffnete, verlor Fürst Demeter wieder die Geduld und jagte weiter. Die Kirche war verschlossen; sie hatte aber nur eine kleine Holzthür, so war es leicht, sie zu erbrechen, das Gewölbe stand noch offen. Fürst Demeter hätte sich auch nicht die Zeit genommen, den Priester zu wecken, er hätte auch das Gewölbe aufbrechen lassen. Er konnte kaum genug Athem finden um zu reden, und doch mußte er den Befehl geben, die Fackeln zu entzünden. Schauerlich war es, ihn zu sehen; sein langes, glattes Haar hing in einigen Strähnen über das Gesicht, die Augen waren fast aus ihren Höhlen herausgetreten, die Züge waren verzerrt und dabei die gerade Haltung des großen, mächtigen Mannes. Seine Leute stießen sich verstohlen an, sie verstanden sich, ohne ein Wort zu sagen; „er ist wahnsinnig geworden“, stand auf ihren Gesichtern geschrieben. Der Fürst ließ sich leuchten, er fühlte nichts von der Unheimlichkeit des alten Grabgewölbes, er ging eiligst auf den Sarg des Knaben zu.

Doch er hatte nichts bei sich, um ihn zu öffnen! Einmal fuhr er sich über die Stirn in Verzweiflung, dann fiel ihm sein großes Messer ein. Er zog es aus der Tasche und begann den Sarg zu erbrechen. Er war nicht fest geschlossen, doch brach die eine Schneide des Messers ab. Der Kutscher, der unterdeß verstanden, um was es sich handelte, holte eine große Zange aus dem Wagenkasten. Der Fürst riß sie ihm aus der Hand, benutzte sie als Stemmeisen und tösend fiel der Sargdeckel auf die Steine des Bodens. Der Fürst schwankte einen Augenblick, die Leute traten grauenerfüllt zurück, „Durchlaucht!“ wagte der eine Diener beschwörend zu sagen, er aber hörte nichts, er wollte die Leiche des Kindes in seine Arme nehmen, — als er umstürzte. Ein Diener stand hinter ihm, und da die Anderen herbeieilten, schlug der Fürst nicht mit der ganzen Gewalt seines mächtigen Körpers auf die Steinfließen auf. Die Leute schleppten ihn an die frische Luft und streckten ihn lang auf die feuchte Erde aus. Dann holte Einer den Pelz, und sie legten ihn auf denselben. Sie standen nun rathlos da, die Fackeln waren verlösch, als sie sie zur Erde geworfen, um den Fürsten zu stützen.

„Er hat das Kind vergiftet und ihm ist's leid geworden“, flüsterte der eine Diener, der andere war so voll abergläubischer Furcht, daß er am ganzen Leibe zitterte und nichts erwidern konnte; später dankte er auch seinem Gott dafür, denn gerade in diesem Augenblick, als der Kutscher sich daran machte, eins der Pferde abzuschirren, um auf ihm nach Hülfe zur Stadt zu reiten, denn sie dachten nicht anders, als daß der Fürst auch todt sei, kam derselbe zu sich.

„Ist der Sarg wieder geschlossen?“ fragte er laut.

„Nein.“

„Dann geht hinunter und legt den Deckel wieder hinauf!“

Das war ein furchtbarer Befehl; sie waren ihrer drei, aber sie wagten es doch nicht, denn die Fackeln lagen drin im Gewölbe und glommen nur noch etwas. Glücklicherweise war

eine Reservefackel im Kutschersitz, die entzündeten sie, aber es währte troßdem lange, bis sie sich entschlossen, die Stufen hinabzugehen.

Fürst Demeter merkte nicht, wie viel Zeit verging — er hatte nicht mehr Eile. Er wußte, daß sein Sohn jetzt todt war, selbst wenn er es nicht gewesen, als er begraben wurde; jetzt war kein Zweifel mehr daran zu hegen. Er lehnte sich an eines der Kreuze, die rund um die kleine Kirche herum standen, und ihn überkam eine solche Müdigkeit, daß er sich am Liebsten nicht mehr vom Fleck bewegt hätte.

Es war eine mondlose Nacht, mit tiefdunklem Himmel, von dem die Sterne sich klar und hell, ohne jedes Flimmern abhoben; sie strahlten ruhig hernieder. Drüben, jenseits der Landstraße lag der Park mit den noch blattlosen Bäumen, die gigantisch mit ihren kahlen Zweigen gen Himmel strebten. Fürst Demeter sah Alles so scharf, daß er es nie wieder vergaß, aber er wußte später nicht, wo er das Nachtbild gesehen, er hatte kein Bewußtsein seiner selbst in dieser Stunde, nur das der großen Müdigkeit und der tiefen Ruhe. Wie im Traum hörte er endlich die Schritte seiner Leute nähern, stieg ein, fuhr zurück — diesmal schien der Weg ihm kurz — und legte sich im öden, kinderlosen Palast zur Ruhe. Kinderlachen hatte nie durch die großen Räume gehallt, aber der kurze Schritt, der ein Echo wie kleine Hammerschläge gegeben, der war in ihnen ertönt, und die Hallen und die Flure und die großen Säle wußten es an der lautlosen Stille, daß ihr Herr zukunftslos sei.

X.

Vielfach waren wiederum die Gerüchte, die über Fürst Demeter circulirten, eines schrecklicher als das andere. Bald hieß es, er habe sein Kind mit eigener Hand im Zorn erschlagen, bald, er habe es vergiftet, der Kleine sei hinter Geheimnisse gekommen, die in Locaso verborgen seien. Denn

des Fürsten Ballon-Versuche hießt man schon lange für die Maske, hinter der er großartige Verschwörer-Zusammenkünste verbarg. Die nächtliche Fahrt zum Sarge des Kindes wurde in den erschreckendsten Farben beschrieben und ging von Mund zu Mund. Im niederer Volk mischten sich Aberglaube zu der Furcht, Gott selber sollte den Fürsten zur Erde geworfen haben, als er seines Kindes Leiche habe berühren wollen! Nie war Fürst Demeter Gegenstand eines solchen Schreckens, eines so allgemeinen Interesses gewesen. Er merkte es und freute sich darüber: „Wenn man mich fürchtet, gehorcht man mir!“ sagte er sich.

Sofie Belescu, die kaum von ihrer Hochzeitsreise nach Paris zurückgekehrte junge Frau, nahm wohl den einzig aufrichtigen Anteil an dem Schicksal des Fürsten. Sie glaubte ihn besser zu kennen, als die Anderen, als selbst ihre Eltern es thaten, und sie hatte Raoul sehr lieb gehabt. Sie sah seine liebe, zarte Gestalt immer noch vor sich, wie sie dieselbe an ihrem Hochzeitstage gesehen, die großen blauen Augen mit dem frankhaft melancholischen Ausdruck, und ihr that das Herz weh, daß sie dem Kinde nicht mehr Freude bereitet hatte. Ihr Mann sympathisierte hierin, wie in allem Anderen, durchaus nicht mit ihr. Manchmal schien es Sofie, als ob er von vornherein für Alles eine Abneigung hegte, für das sie Zuneigung gesaßt. Der Traum, daß er sie liebe, war lange ausgeträumt, und auch in ihrem Herzen war eine merkwürdige, bittersüße Empfindung an die Stelle der fest vertrauenden Liebe getreten. Manchmal glaubte sie, George sei eine so kalte Natur, daß das, was in ihrem Innern lebte, und nur seiner Sympathie harrte, um die Fluth goldenen Lichts auf ihr gemeinsames Leben zu werfen, ihm überhaupt versagt sei. Aber lange konnte sie sich darüber nicht täuschen. In der aufgezwungenen Innigkeit, in der sie allein mit einander die ersten Wochen ihrer Ehe verlebten, studirte sie ihn mit den durchdringenden Augen einer unglücklich Liebenden. Er war

wohl freundlich zu ihr; immer gleichmä^ßig, aber er merkte nicht, ob sie ihn mit hei^f fragenden Augen beobachtete, oder ob sie kalt und abweisend zu ihm war. Die Politik seines Landes allein schien ihn zu interessiren. Als die Nachricht des Sturzes des regierenden Fürsten kam, kürzte er die Hochzeitsreise ab und kehrte direkt heim. Oder nahm er diesen Umstand zum Vorwande, um dem Alleinsein mit ihr zu entgehen? Das Interesse von Sofie schien sich seitdem darauf zu konzentrieren, in Erfahrung zu bringen, warum er sie geheirathet habe? Ihres Vermögens wegen war es nicht geschehen, er hatte darauf bestanden, auch nicht einen Heller Mitgift anzunehmen.

Hatte er sie geliebt, und hatte sie ihn enttäuscht? War sie nicht, was er gehofft hatte, in ihr zu finden? War sie nicht gebildet genug, nicht schön genug? Hatte sie den Ton nicht gefunden, der zu seinem Herzen ging? So wurde sie mit jedem Tage schüchterner, ja, jede ihrer Bewegungen trug den Stempel der Unsicherheit, die sie beherrschte — er aber merkte es nicht. Wenn sie in Paris von irgend einer Schönheit ergriffen gewesen war und entzückt geäußert hatte: „das ist ja wunderbar schön!“ hatte er sich kalt abgewendet — nicht einmal, nein oft! Ihm that ihre Stimme im Ohr weh, er hatte die Schönheiten der Welt einmal mit einer Anderen zu genießen gehofft und ihm fiel schwer, daß er überall an der Stelle des geliebten Bildes eine Fremde fand. Daran aber, daß er eine Andere liebe, hatte Sofie nie gedacht; diese Andere hätte sich ja, falls sie nicht frei war, scheiden lassen können, um George zu heirathen; derartige Schwierigkeiten waren zu oft legal in ihrer Umgebung gelöst worden, als daß sie dieselben für Hindernisse hielt. Nein, ihrer Ansicht nach mußte der Grund in ihr selbst liegen, und darum verdoppelte sie ihre Bärtlichkeit zu ihm und darum verzweifelte sie auch nicht ganz, denn sie hatte ja das Leben vor sich, um sein Herz zu gewinnen. Als aber Woche auf Woche verging, als sie ihr Selbst-

gefühl so oft vergebens vor ihm gedemüthigt, überkam sie die Ungeduld der Jugend und goß in ihre Liebe den bittern Tropfen gekränkter Eigenliebe; — jetzt hätte sie ihm manchmal ein Leid anhun mögen, nur damit er sie beachte.

George war nach seiner Verheirathung weit zufriedener, als vorher. „Ich habe eine Gemeinheit begangen, aber nun ist es wenigstens geschehen“, sagte er sich. Die Gemeinheit aber glaubte er immer nur gegen sich selbst und gegen Paula begangen zu haben, an Sofie dachte er nie. Sie hatte ihn geheirathet, weil er aus guter, alter Familie war, er gab ihr Alles, was so ein Mädchen verlangen konnte! Was ihm an Reichthum fehlte, ersetzte ihr die Mutter, die an nichts dachte, als an die Eleganz ihrer Tochter. Er hatte ihr Namen, Stellung, einen Mann, dessen sie sich nicht zu schämen brauchte, wenn sie in eine Gesellschaft eintrat, oder spazieren fuhr, gegeben, die sogenannte eheliche Treue würde er ihr auch bewahren — nun sollte sie ihn aber zum Dank dafür auch in Ruhe lassen.

Auch Paula war glücklicher, nun George's Ehe ein fait accompli geworden. Den Tag vor seiner Trauung, als er zum letzten Mal bei ihr war, da hatte er in einem Augenblick von Muthlosigkeit gesagt: „Ich gehe in die Ehe, wie ein Verurtheilter zum Galgen.“ Die Thränen waren Paula in die Augen getreten und sie hatte erwidert: „George, Du mußt aber gut zu ihr sein, sie liebt Dich!“ Paula hatte ihm das oft gesagt: „sie liebt Dich!“ Er lachte dann aber meistens und entgegnete, da Paula ihn liebe, glaube sie, jede andere Frau thäte es auch! Dann vermied Paula, das Gespräch wieder darauf zu bringen, auch hatte sie ihren eigenen Kummer, den sie doch so leicht trug, wenn George bei ihr war, obgleich sie ihm denselben nicht mitgetheilt hatte.

Es war in der Zeit gewesen, als George mit seiner Frau in Paris war, daß Frau Veri ihr ein an sie gerichtetes Liebesbrieschen Nicu's zugeschickt. Als Paula es gelesen, war wie

ein Schleier vor ihre Augen gezogen, hatten ihre Hände sich gekrampft und hatte sie geglaubt, ohnmächtig zu werden. Es war so unglaublich, so furchtbar empörend, so schlimm, daß Himmel und Erde davor hätten still stehen müssen! Wäre ihr Mann zu Hause gewesen, hätte sie ihm Alles gesagt, was sie gegen ihn auf dem Herzen hatte, hätte sie ihrer Empörung freien Lauf gelassen, er kam aber erst in einigen Stunden zurück und weiche, milde, gerechtere Regungen hatten sich unterdess in ihr Bauch gebrochen: Wenn ihr Mann das Unglück hatte, diese schöne Frau zu lieben, war es da nicht an ihr, ihm zur Seite zu stehen, ihm zu helfen, die Leidenschaft zu überwinden? War sie nicht seine Frau, war es nicht ein heiliges Band, das sie an einander fettete, um auch das Leid zu theilen? Eine Geliebte hätte das Recht gehabt, ihn zu verlassen, seine Frau hatte es nicht!

Als Nicu am Abend nach Hause kam, ging Paula ihm daher mit vollem Herzen entgegen und setzte sich zu ihm in sein Zimmer. Er sah elend aus, große Ringe lagen um seine braunen, lieben Augen, sie fühlte Weh um ihn.

„Nicu“, sagte sie sanft, sie wußte nicht recht wie beginnen und zitterte am ganzen Körper, „ist es wahr, daß Du Frau Veri liebst?“

Nicu begann etwas laut zu lachen: „Wer hat Dir solchen Unsinn in den Kopf gesetzt?“

Paula atmete einmal schwer auf und biß die Zähne zusammen:

„Sag mir die Wahrheit, ich will ja das Leid mit Dir theilen“, erwiderte sie leidenschaftlich.

„Aber die Wahrheit ist, daß ich nur Dich liebe; wer kann Dir so etwas vorgeredet haben?“

Paula schwieg einen Augenblick, dann sagte sie weinend: „Ich bitte, ich beschwöre Dich, bei Allem was Dir heilig ist, gestehe es mir ein!“

„Ich habe nichts einzugeben! Du bist empörend, mir um jeden Preis beweisen zu wollen, daß ich lüge!“

Paula legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf drüber und weinte als sollte sie vergehen. Nicu stand auf und redete sich in eine furchtbare Fertigkeit hinein. Nach einer Weile erhob sich Paula, sie war jetzt ganz ruhig, gab ihrem Mann sein eigenes Billet und sagte: „Frau Veri schickte es mir heute im Laufe des Nachmittags mit einer Zeile, in der sie mir räth, ich sollte versuchen, meinen Mann zur Vernunft zurückzubringen. Ich werde es nicht versuchen und will mir bis morgen überlegen, was weiter geschehen soll.“

Nicu blieb starr stehen, ihm war, als müsse sein Zorn ihn ersticken, er wußte nicht, auf wen er böser sei, auf Paula oder auf Cleopatra. Letztere verschaffte sich aber bald Verzeihung. Im Uebrigen hatte sie sich in Cleopatra nicht geirrt, sie hatte keinen Grund mehr eifersüchtig zu sein, denn sie theilte Nicu mit Niemand. Zwischen Paula und ihrem Manne war seit jenem Abend kein Wort ohne Zeugen gewechselt worden, sie hatte ihm geschrieben, wie sie das Leben zu gestalten dachte, derweile würde sie Sorge tragen, daß kein Fremder erführe, wie getrennt sie seien. Nicu dachte nicht ohne heimliche Freude daran, daß Paula ihm arglos das ihn kompromittirende Billet wiedergegeben habe, also keinen vor Gericht gültigen Beweis gegen ihn und Cleopatra habe, sollte es zur Scheidungsklage kommen.

Nach dem ersten Schreck und einer allgemeinen Empörung empfand Paula keinen Schmerz; sie war nicht im Herzen getroffen durch ihres Mannes Lieblosigkeit. Sie hatte sich immer mehr lieben lassen, als daß sie ihn geliebt; nur die Trauer blieb, daß sie ihn nicht mehr achten konnte. Aber absolut wie sie war, riß sie jedes Gefühl der Zuneigung für ihn aus ihrem Herzen, er hatte ihr Vertrauen mißbraucht, das konnte sie ihm nicht verzeihen und mit der ganzen Zinnigkeit ihrer Gedanken hing sie sich an George.

Wäre er damals in ihrer Nähe gewesen, wäre ihr übervolles Herz wohl in das seine übergeflossen im ersten Augen-

blicke der Erregung. Als dieser aber überwunden, wußte Paula genau, was sie zu thun hatte, sie mußte heilig, makellos bleiben, der Gedanke an ihr Kind schärfe ihr Selbstgefühl, und wie das spätere Leben — denn Alles wächst, Nichts bleibt stehen — sich entwickeln würde, daran dachte sie nie.

George hatte im Uebrigen weder ein Bekenntniß von Paula's Liebe noch eine Erzählung von der Scene zwischen ihr und Nicu nöthig, um zu sehen, wie Alles stand. Sah er sie auch nicht oft, so glaubte er sich doch hin und wider die Freude, sie zu besuchen, von der klatschhaften Welt erkaufen zu können. Durch häufige Spazierfahrten, die er mit seiner Frau machte, durch Geschenke für Sofie, durch all die kleinen Scheinbeweise der Liebe, durch die er die Mähr unterhielt, er sei der liebendste Gatte der Stadt, und ein so glückliches Paar wie er und Sofie habe man noch nie gesehen.

„Man fällt so leicht in all die kleinen Falschheiten!“ sagte er bitter zu sich und dann fragte er sich, wozu er den ersten Schritt gethan? Dann kam es ihm vor, als sei er unzurechnungsfähig gewesen, als er sich verlobt, denn wozu war es Alles? Hatte er etwas geleistet, um das es sich verlohnzt hätte, gut mit der Welt zu stehen? Warum hatte er sich nicht damals klar gemacht, daß es nur zwei Möglichkeiten für ihn gäbe: die Eine, der Liebe zu leben und alles Andere im Stich zu lassen — aber er hatte damals von Paula's Gegenliebe nichts gewußt, sie selbst nicht einmal — oder die Andere, nach irgend einem Ziel zu streben, recht zu thun und nichts zu scheuen. Die Einsicht kam aber, wie immer, zu spät, und er hatte so gehandelt, daß er sich innerlich und äußerlich jede Glücksmöglichkeit versperrt hatte. Was sollte nun daraus werden? Sollte er täglich in seine Sitzungen gehen und die Abende mit seiner Frau in Gesellschaft verbringen? War das ein menschenwürdiges Dasein? Unbedacht hatte er gehandelt, als er geheirathet, mit unglaublichem Leichtsinn hatte er sich gebunden, kindisch war es gewesen, als er sich von der Politik

zurückgezogen, als er, eben gewählt, seine Demission aus der Kammer gegeben! Er hatte ja eine Ansicht, mit Herz und Kopf wollte er dafür einstehen, daß ein ausländischer Fürst auf den Thron des Landes berufen würde, der ihm endlich Ruhe und Sicherheit brächte. Aber zu thun war auch da nichts, als hin und wider einen Zeitungsartikel zu schreiben, seine Stimme abzugeben — und noch eins: Fürst Demeter zu bewachen. Zu Paula klagte er manchmal über sein verfehltes Leben und konnte nicht fassen, daß sie in glücklicher Frauenart zufrieden in den Tag hinein lebte. „Seitdem ich Dich liebe, George“, sagte sie dann, „bin ich immer froh; wenn ich Dich sehe, weil Du da bist, wenn ich Dich nicht sehe, weil ich an Dich denke!“ Wohl sah sie, wie ungeduldig George war, wohl erkannte sie, daß seine lebhafte Natur kein Glück in ruhiger Contemplation finden konnte, aber sie erwartete Alles von der Zeit und der Macht der Gewohnheit.

Ihm verging der Märzmonat sehr langsam und schwer, die ganze Kraft seiner Natur, die sich in Hoffen und Wünschen allein erschöpfen sollte, revoltierte sich. Ein Fürst war gewählt und hatte den Thron ausgeschlagen, jetzt war ein zweiter in Frage. Dabei begann mit merkwürdiger Unvernunft im Publikum der Wunsch nach einer Selbstständigkeit der Provinz laut zu werden, die Stadt sollte wieder eine Residenzstadt werden. Unter den Kleinbürgern fägte dies so schnell Feuer, daß George in seiner fixen Idee, alles Ungemach ginge vom Fürsten Demeter aus und diese Wünsche seien nicht ohne reellen Hintergrund, so etwas wie Bestechung läge dahinter, nur verstärkt wurde. In seinem Haus, in seiner Familie mußte George sehr vorsichtig sein, Sofie wie ihre Eltern waren überzeugte Anhänger des Fürsten Demeter, letztere sogar Spione für ihn. George hatte seine Frau nie einer Auseinandersetzung seiner Befürchtungen und Hoffnungen gewürdigt, er ließ sie sogar absichtlich ganz im Unklaren, von Anderen erfuhr sie, daß er heftige Reden im Club gehalten, daß er vor Russenpolitik, mit deutlichen Anspielungen auf Fürst Demeter, gewarnt habe. Als er einmal, unter

dem Vorwand auf's Gut zu reisen, ein paar Tage abwesend von Hause war, geschah es, um bei dem ersten Erscheinen eines neu von ihm gegründeten Blattes Tag und Nacht in der Redaction zu sein. Sofie erfuhr auch dies und plötzlich riß der Faden ihrer Geduld und sie glaubte, daß all ihre Liebe nun in Hass verwandelt sei; hätte George auf sie geachtet, hätte er wohl bemerken müssen, daß sein ärgerster Feind um ihn, in seinem eigenen Hause sei. Sofie kannte nur noch ihre verschmähte Liebe, alle anderen Rücksichten schwanden und als sie das nächste Mal Fürst Demeter bei ihren Eltern traf, reichte sie ihm die Hand mit einer Zinnigkeit, die er nicht mißverstehen konnte.

„Sie wissen, Durchlaucht, daß ich Ihre aufrichtigste Anhängerin bin?“

„Worin Anhängerin?“ fragte er vorsichtig.

„Ich habe nur einen Traum, Sie zum Fürsten zu machen, um Ihnen huldigen zu können!“ entgegnete sie und blickte ihn fast herausfordernd an.

Dies schöne Weib ist George Belescu's Frau, sagte sich der Fürst. Wollte sie ihn fangen? Glaubte er vielleicht den Fürsten Demeter durch Frauenkünste in seine Gewalt zu bekommen? Belescu wollte ihn durch Sofie unschädlich machen!

Sofie hatte viel gelernt, seitdem sie Frau geworden und nicht mehr herausgeschickt werden konnte, wenn die reizenden Abenteuer erzählt wurden. Sie war in den Ton derselben hineingeglitten, als habe sie ihn immer geführt, Fürst Demeter aber hatte sie als reservirtes, kaltes Mädchen, das nie auch nur eine Zweideutigkeit an ihm geduldet, gekannt, er war nicht im Stande an eine so radicale Verwandlung zu glauben und meinte Sofie spiele ungeschickt eine eingelernte Rolle.

So war es ein peinliches Schweigen, das ihren Worten folgte.

„Sie wissen schon von der Manifestation, die man für den neuen Fürsten vorbereitet?“ fragte sie endlich.

Er wußte nichts davon, aber er sagte: „Ja“; das genügte

ihm noch nicht, aber ihre schöne, stolze Gestalt und der beherrschende Blick, mit dem sie ihn fortwährend anschaut, verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Sie wären eine wunderbare Fürstin geworden!“ sagte er und streifte ihre Gestalt mit unverhohlener Bewunderung.

Sie hätte am liebsten entgegnet: „Ich bin gewillt, es noch zu werden“, denn Hass vermag mehr als Liebe, und ihre ganze leidenschaftliche Natur sehnte sich in diesem Augenblick nach dem Feinde ihres Gatten, der ihr Feind war. Aber es war der Saal ihres Elternhauses, in dem sie stand, und in den Nischen desselben hatte sie als Kind Versteck gespielt, diese Erinnerung schützte sie einen Augenblick vor sich selbst. Fürst Demeter aber las dies „ich bin gewillt“ und er hatte es nie ungestraft ein Frauenauge sagen lassen, ob sie jetzt noch wollte oder nicht, sie war ihm versunken! Aber sie wollte noch, ihr schwundelte, wenn sie daran dachte, sie könne in den großen, mächtigen Armen ruhen, welch gigantischen Kampf müßten sie beide kämpfen, um zu wissen, wer den Anderen unterthan sein solle, und als er sie noch einmal anblieb, war sie ganz unter dem Bann seiner Augen. Doch es nahmen Schritte. Frau Petru war es, die zurückkam, sie hatte ihren Mann rufen wollen, er war aber nicht zu Hause, so empfahl sich der Fürst und bat Sofie, ihm zu erlauben, sie nach Hause zu fahren. Frau Petru war stolz, ihre Tochter in der fürstlichen Equipage zu sehen. Oft überließ sie ein Freudenschauer, wenn sie daran dachte, ihre Tochter würde den regierenden Fürsten Demeter beherrschen — wie, das war ja ihre Sache.

Fürst Demeter half eigenhändig Sofie in seinen großen Wagen, schickte dann den Diener in die Buchhandlung, damit er nachfrage, ob die von ihm bestellte „Physis“ angekommen, sagte dem Kutscher „nach Locaso“ und setzte sich neben die junge Frau. Sie sagte kein Wort, auch er nicht, nur ließ er die Gardinen des Wagens hinunter, damit man sie nicht zusammen fahren sähe, dann schaute er sie an. Sie

blickte ihn auch an, ohne jede Erregung, jetzt nur mit einer unheimlichen Entschlossenheit. Dann warf sie den Kopf ein wenig zurück und ihn immer noch fixirend, sagte sie langsam:

„Ja, ich will Dein werden!“

Sie hatte einen Moment gezögert, ehe sie das Wort ausgesprochen, Nehnliches war noch nie über ihre Lippen gekommen, und als sie ihre eigene Rede hörte, erröthete sie. Es war für ihn ein merkwürdiger Genuss, sie so anzusehen, zu beobachten, wie sie sich selbst zu erniedrigen suchte, es war ein Reiz, zu verfolgen, wie eine ehrliche Frau mit sich selbst kämpfte, um unehrlich zu werden. Aber wie er sie so beobachtete, verschwand ihm jede leidenschaftliche Regung in der psychologischen Studie, die er machte. Er sah nicht mehr eine schöne Frau vor sich, die ihm nicht widerstehen würde, er sah nur ein leidenschaftliches Gemüth, das sich bemühte, zu sinken, und wie mit vergeistigtem Auge rückwärts blickend, sah er, daß so allmälig, wie in dem jungen Herzen vor ihm, die Entstitung über all die Frauen seines Kreises gekommen, weniger leidenschaftlich vielleicht, unbewußter, aber doch auf dieselbe Art. Zuerst war es ihnen gegen die eigene Natur gewesen, aus reiner Piquanterie, aus verletzter Eigenliebe, aus Neugier, nur weil so viel davon gesprochen wurde, waren sie gefallen, dann wurde es Gewohnheit und schließlich Bedürfniß. Es war ja angeerbt jetzt schon durch Generationen und wurde nur durch Erziehung jedes Mal bei der Jugend wieder eingedämmt, um mit der Zeit wieder durchzubrechen als elementare Gewalt.

Als Fürst Demeter schwieg, als er in Gedanken zu versinken schien, erbleichte Sofie, mehr vor dem Nachhall ihrer eigenen Worte, als vor ihm. Sie hielt die Augen gespannt auf ihn gerichtet, so sah sie den Wechsel, der in seinem Gesicht stattfand, — er aber, er umschlang sie ruhig, gütig, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte mit gedämpfster Stimme:

„Wissen Sie, daß mein kleiner Sohn Sie geliebt hat?“

Hätte er das Feingefühl der zartesten Frauenseele gehabt, er hätte nichts Schöneres in diesem Augenblicke sagen, er hätte ihr die Scham nicht liebenvoller ersparen können. Wußte er, daß er nicht klüger hätte handeln können, hätte er nur den Zweck im Auge gehabt, sie zu seiner Sklavin zu machen? Sie brach in Thränen aus, sie ergriff seine Hand, bedeckte sie mit Küszen und legte sich dann, leise weinend, an seine Schulter an: „Wenn ich Sie einmal einzig liebe“, flüsterte sie, „nicht aus Troß gegen einen Andern, Durchlaucht, dann darf ich zu Ihnen kommen und Ihre Dienerin sein!“

„Aus Troß gegen einen Anderen?“ wiederholte sich Fürst Demeter, und als er das verstand und zugleich fühlte, wie liebenvoll sie sich an ihn anschmiegte, funkelten seine Augen plötzlich, und er sagte hart:

„Ich glaube es muß sehr piquant sein, wenn eine Frau sich Einem aus Troß hingiebt! Wir haben jetzt in einer Viertelstunde die ganze Skala der Empfindungen durchgemacht, wie wäre es, wenn wir auf den Grundton, von dem wir ausgegangen sind, wieder zurückkämen? Als Sie mich oben im Saal mit Blicken maßen, da wollten Sie was von mir?“

Sie schwieg; er lachte höhnisch auf: „Immer ehrlich, nicht wie andere Frauen!“ fuhr er fort.

Ihr war der Wechsel zu schnell, sie war noch zu ergriffen, so sagte sie leise: „Aber ich will es nicht mehr!“

„Aber jetzt will ich es!“ entgegnete er, als der Wagen in den Park von Locaso einbiegen wollte. Der Fürst ließ mit einem mächtigen Ruck halten.

„Wir gehen lieber zu Fuß bis an's Haus“, wandte er sich an Sofie, „der Kutscher könnte uns oben stören!“ setzte er höhnisch hinzu. Er reichte ihr den Arm und so gingen sie schweigend durch die dünnbesaßten Alleen. Plötzlich hielt sie an und schaute in seine Augen: „Sie sind ein mächtiger Mann, Durchlaucht, Ihrem Willen hat noch nie eine Frau zu trocken

gewagt, nicht wahr? Ich aber, ich thue es, und ich habe keine Furcht vor Ihnen", setzte sie hinzu.

„Wenn Sie keine Furcht haben“, entgegnete er ruhig, „so entspringt das Ihrer eingeborenen Arroganz. Nicht in einem Rausch von Liebe, nein, nur durch die Macht meines Willens führe ich Sie dort hinauf in meine Wohnung.“

Sofie hatte Recht gehabt, als sie gemeint, sie habe keine Furcht. Ihr wuchs der Muth mit jedem Wort des Fürsten, es überkam sie ein förmlicher Freudenschauer, ihm zu trocken.

„Durchlaucht“, erwiderte sie darum lächelnd, „noch sind Sie nicht regierender Fürst, ich bin Ihre aufrichtige Anhängerin, verscherzen Sie nicht ihre Krone!“

Es war ihm neu, daß eine Frau lächelnd auf seine Impertinenz antwortete, zudem konnte er trotz seines Zergers nicht umhin, einzusehen, daß sie Recht hatte, sie war als Anhängerin werthvoll und als Feindin gefährlich — außerdem, der Trotz gegen den Anderen führte sie doch noch einmal in seine Arme, und wenn nicht? Was lag daran!

„Gut“, sagte er daher mit einer plötzlichen Wendung, „ich erwarte Sie dann aber morgen Abend — bis dahin hoffe ich regierender Fürst zu sein — an der kleinen Thür, die von der Poststraße in den Seitenflügel meines Palais führt!“

Was Frauen wollen, kann man nie genau wissen, weil sie sich selbst nicht darüber klar sind; sein plötzliches Nachgeben war ihr nicht recht, es war, als legte er nicht unbedingt hohen Werth auf sie, der Sieg ihrerseits war zu schnell gewesen, und kaum saßen sie wieder im Wagen, als sie gewünscht hätte, daß Fürst Demeter nicht umgekehrt wäre.

XI.

Am nächsten Tage herrschte eine merkwürdige Ruhe in den Straßen, eine Stunde weit von der Stadt wurde ein Frühlingsmanöver abgehalten, und Viele waren schon in der

Frühe hinausgefahren, um sich die Zelte und das ganze Schauspiel anzusehen.

George Belescu hatte eigentlich auch mit seiner Frau dem Manöver beiwohnen wollen, hatte dann aber plötzlich, in Folge einer Nachricht, erklärt, er könne nicht, so fuhr Sofie mit Petru's und Nieu Navru.

George saß in seinem Redactions-Zimmer und wartete auf die Rückkunft eines Boten, den er in die Unterstadt und in eine der entlegenen Vorstädte gesandt hatte. Er wußte nicht, woher ihm die Gewißheit kam, daß heute irgend etwas sich ereignen müsse, daß eine Überraschung geplant sei. War es, weil der neu erwählte, fremde Fürst die Grenzen seines Reiches überschreiten sollte, oder war es am Ende doch nur seine eigene Einbildung? Hin und wider kamen ihm seine Befürchtungen traumhaft vor und nannte er sich einen Visionär, und doch, obgleich ihm sogar seine Freunde nicht ganz beipflichteten, konnte er seine Überzeugung, eine separatistische Demonstration sei geplant, nicht verleugnen.

Der Bote brachte ihm die Nachricht, daß sich verdächtige Menschenmassen nach Locaso zu bewegten, und daß die Unterstadt merkwürdig leer sei. Fürst Demeter sei noch nicht aus dem Palais gegangen, am vergangenen Tage sei er mit Frau Belescu in Locaso gewesen.

„Mit meiner Frau?“ fragte George erstaunt. „Das ist nicht möglich!“

„Ich habe es vom Pförtner am Parkthor in Locaso erfahren!“ entgegnete der Bote.

„Mit Sofie!“ sagte sich George, „das ist sehr merkwürdig! Aber warum? Sie wird mit ihm an der Gruft des Kleinen gewesen sein; zwar huldigt Fürst Demeter solchen Sentimentalitäten gewöhnlich nicht!“ Und dabei kamen ihm eigene Gedanken. Er erinnerte sich, daß er früher, als er nicht darauf achtete, oft von der Freundschaft des Fürsten und Fräulein Petru's hatte reden hören, daß der Kleine viel zu ihr gekommen

sei, und sie ihn auch besucht habe! — — — War er ein Werkzeug Fürst Demeter's gewesen, als er sie heirathete, hatte Jener höhnisch aufgelaucht, als sie seine Frau wurde! Hatte er darum solch instinctive Abneigung zu ihr, solch tiefen Haß gegen ihn? Er ballte seine Faust in blinder Wuth: „Zwischen uns muß es klar werden, und zwar bald“, murmelte er.

In seiner Unruhe ging George selbst auf die Straße, er wollte durch Nebengassen auf die Chaussee nach Locaso gelangen. Was er auch sah, schien ihm verdächtig, und seine Gedanken hetzten ihn so, daß er ganz schwindelig wurde. Drum trat er in eine kleine Schenke ein und ließ sich zu essen und zu trinken geben, weil er der Kräftigung bedurfte.

Es war zwei Uhr vorbei, als er wieder aufbrach, er winkte sich einen langsam vorbeifahrenden Wagen heran und bestieg ihn. Die Chaussee war still, nur von einigen Bauernkarren und ein paar herumziehenden Juden belebt. So kehrte George um und dachte, daß Veri und Navru doch Recht gehabt, als sie meinten, Fürst Demeter habe derweile auf jedes Vorgehen verzichtet; und dann wäre ja Alles gut, wenn der fremde Fürst erst einmal in's Land gekommen sei! Als George aber in die eigentliche Stadt zurückkam, hörte er Tosen, schon ehe er auf den großen Platz einbog, dort aber, vor dem Rathaus, konnte sein Wagen nicht weiter. Der ganze Platz war mit rufenden, schreienden Menschenmassen gefüllt, der Balkon des Rathauses besetzt, und George hörte durcheinander: „Es lebe die Unabhängigkeit!“ „Es lebe Fürst Demeter!“ „Nieder mit den Fremden!“

George hatte es seit Wochen erwartet, er wußte, daß es ein künstlicher Aufstand, mit russischem Geld herbeigeführt, war, aber im ersten Augenblick nahm ihm die wogende Menschen-schaar alle Sinne. Er stand im Wagen aufrecht und spähte nach der großen Gestalt des Fürsten, sie war natürlich nicht da — oder nicht zu erkennen. George stieg dann aus.

„Ich hole mir einen Revolver und schieße ihn todt, meuch-

lings, wie es auch sei!" murmelte er vor sich hin. „Uns unsere letzte Hoffnung zu verderben!“ und er suchte durch eine Seiten-gasse in seine Wohnung zu gelangen. Es war aber nicht so leicht möglich, truppweis durchzogen bewaffnete Männer alle Straßen, er hätte mit ihnen mitziehen oder sich flüchten müssen. So kehrte er auf den Platz zurück. Es gellte alles durch-einander; und doch machte sich das Ganze sehr friedlich, die Glocken der Hauptkirche läuteten — die Geistlichkeit stand ganz zu Russlands Disposition und feierte die Loslösung der Provinz von ihrem Schwesternland auf ihre tönende Art.

George griff sich an den Kopf, ihm war, als solle er den Verstand verlieren.

„Das ist ja Alles ein Spaß! Eine Handvoll bezahlter Menschen schreien, und damit soll unser Schicksal entschieden sein? Morgen werden die Russen einrücken, unter dem Vor-wand, daß sie die Ruhe aufrecht erhalten müssen, und dann ist es um uns geschehen!“

Damit drängte sich George durch die Menge, man kannte ihn, sein Schuhmacher und sein Schneider, sein Milchmann und sein Hutfabrikant standen ja da mit den Bauern und tobten! Man ließ ihn ruhig durch, man hatte nur Befehl Lärm zu machen, daß das Militär kommen, und es dann mit Schießen beginnen würde, daran dachte noch keiner. George arbeitete sich bis zum Rathaus durch, stieg die Treppen hinauf und trat auf den Balkon.

„Seid Ihr wahnsinnig?“ donnerte er den dort dicht ge-drängt Stehenden zu und stieß einen bei Seite, „wollt Ihr augenblicklich den Balkon räumen?“

Die dort versammelten Männer waren ganz verblüfft und erschrocken, George hatte etwas so Gebietendes an sich in dem Zorn, der ihn beherrschte. Keiner wußte, was er eigentlich wollte, so trat man in's Zimmer zurück, und er blieb allein auf dem Balkon. Unten wurde man aufmerksam auf diese Vorgänge und begann zu lauschen, da man schon

lange auf irgend etwas Neues wartete. Man hatte sich durch sein eigenes Rufen und Schreien erregt und hoffte nun auf etwas Anderes — nach Fürst Demeter's Berechnung hätten die Truppen eher zurück sein sollen, um Ordnung zu stiften.

„Seid Ihr wahnsinnig!“ donnerte er noch einmal, „wißt Ihr denn, wer Fürst Demeter ist?“

Alles schwieg, man erstarrte vor dem Unerwarteten, das man zu erfahren hoffte.

George fuhr fort: „Ein Mann, der Euer Verderben will, ist er, ein Mann, der nicht Recht und Gesetz kennt, ein Mann, der keinen Gott hat“ — unten machte sich ein Murren bemerkbar, es waren die Pöpen, denen der Fürst immer ordentlich gezahlt hatte. George hörte dies Murren, und nicht mehr Herr seiner Worte, nach etwas suchend, was die Menge verstehen und entsetzen konnte, fuhr er fort: „Ein Mann, der sein eigen Kind gemordet hat!“

War es die Schrecklichkeit der Anklage, die Gewalt der Stimme, war es die Autorität, mit der er wohlwissentlich eine Lüge aussprach, — die Wirkung war eine furchtbare. Alles blieb lautlos, denn es mußte wahr sein, was George Belescu so laut verkündete, davon gehört hatten schon Alle, und die Bauern von des Fürsten Gütern, die er zur Stadt hatte kommen lassen und welche die Hälfte der Aufständigen ausmachten, waren wie vom Blitz getroffen.

„Gäbe Gott, daß jetzt das Militär nicht kommt, so geht Alles ruhig auseinander“, dachte George, als er vom Balkon zurücktrat, ein Anderer sollte ihnen nun zurufen „geht nach Hause“, er durfte kein Wort mehr hinzusetzen, um die Wirkung nicht zu schwächen.

In demselben Augenblick aber ertönten Schüsse und eine der Patrouillen kam fliehend aus der Hauptstraße zurück. Ein furchtbares Durcheinander entstand, George begriff gleich, daß

die Truppen von der oberen Chaussee einrückten, und daß der Kampf begonnen.

„Es wird auch so für uns enden müssen“, sagte er, „jetzt kommt es nur darauf an, diesem ganzen Aufstand in der Presse eine lächerliche Färbung zu geben, zu behaupten, es habe gar kein Ernst dahinter gesteckt!“

So ging er eiligst in seine Redaction, aber er konnte kein Wort schreiben. Er war überregt und plötzlich befiel ihn die Sorge um Paula. Falls ihr Mann, wie wahrscheinlich, sein Haus den Truppen zur Disposition gestellt, — es lag an der Hauptstraße — wenn es dort Kampf in ihrer unmittelbaren Nähe gäbe, oder wenn sie allein wäre und Nicu auf der Straße!

Er eilte auf tausend Umtwegen, durch einen hinteren Eingang in den Garten, zu ihr. Alles war ruhig im Hause, der Kampf währte noch oberhalb desselben. Paula saß am Fenster ihres Boudoirs und schaute in das erlöschende Tageslicht. Sie war so erregt, daß sie eiskalt war und sich gar nicht rühren konnte.

„Du bist's, George?“ fragte sie und klammerte sich an ihn an. „Es geht jetzt wohl Alles zu Grunde?“

„Nein, Paula“, entgegnete er hastig, ihn bedrückte die Dunkelheit des Zimmers, „es ist gut, wie es jetzt steht, das Militär ist ja unser, hätte das verweigert zu schießen . . .“

„George“, unterbrach sie ihn und preßte krampfhaft seine Hand, „mir ist bange um Dich, nicht wahr, das ist kindisch?“

„Du bist mehr exponirt hier“, sagte er ablenkend, „es ist gefährlich, wenn Du bleibst!“

Sie sah in seine Augen, die gespenstisch im Halbdunkel leuchteten und wiederholte langsam: „Es ist gefährlich, wenn Du bleibst!“

„Komm', daß ich Dich in Sicherheit bringe!“

Sie blickte ihn starr an. „Du kannst mich nicht in Sicherheit bringen, nur in Gefahr“, sagte sie langsam vor sich hin

und brach in Thränen aus. Er holte ihr Mädchen und ließ eine Lampe entzünden, ging dann auf die Straße, kehrte aber bald zurück. Paula lag jetzt kreideweiß auf dem Sofa: „Ich weiß es, ich weiß es“, murmelte sie immerfort.

„Was weißt Du?“ fragte er weich.

„Dass ich Dich liebe!“

„Das weiß ich auch!“ entgegnete er.

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Und ich weiß jetzt, ich habe es heute durch Zoë Navru erfahren, dass meine Mutter einen Mann geliebt hat und mit ihm in die weite Welt gegangen ist, und nun weiß ich, dass ich es auch thue!“

Er lächelte trübe, dann beugte er sich über sie, küsste ihren Mund und ihre Augen und sagte: „Morgen gehen wir in die weite Welt!“ indem er sie verließ.

Ihm war eingefallen, dass er nicht zögern dürfe, Fürst Demeter würde Rechenschaft von ihm fordern. Er ging nach Hause, er konnte jetzt schon durch die grösseren Straßen kommen, Alles schien beendet. Unterwegs traf er auf Nicu, der ihm in großer Aufregung den Anteil, den er an den Vorgängen genommen, mittheilte, „und siehst Du wohl“, schloss er, „dass ich Recht hatte, als ich immer vor Fürst Demeter warnte!“

George schwieg. „Ist es wirklich so weit vorbei, dass die Russen keinen Vorwand haben, einzutreten?“ fragte er dann.

„*De facto* ist Alles in Ruhe, nur herrscht noch so große Aufregung.“

„Willst Du so um zehn Uhr zu mir auf das Redaktionsbureau kommen?“ fragte George.

„Gern!“ entgegnete Nicu und sie trennten sich.

George ging nach Hause. Seine Frau war gerade im Begriff auszufahren. „Kannst Du mir einen Augenblick Gehör schenken?“ begann er.

Sie kehrte wortlos um, legte den Hut ab und setzte sich nieder.

„Du hast von den heutigen Vorgängen gehört?“ fragte er sie.

„Ja, ich weiß, wie unverantwortlich Du gehandelt hast, durch Deine Schuld ist Alles verloren, sagte mein Vater, bei dem ich war, da Du Dich nicht um mich gekümmert hast!“

„Ich möchte jetzt nicht Politik mit Dir sprechen“, erwiderte George ruhig. „Ich hoffe recht gethan zu haben, ich weiß, daß mein Land zu Grunde gegangen wäre, hätte Fürst Demeter Erfolg gehabt. Du kannst meine Ansichten nicht theilen, aber das wollte ich auch nicht.“ Er schwieg, er wußte nicht recht, wie er das einleiten sollte, was er ihr sagen mußte. „Sofie“, begann er endlich, „ich habe heute gehört, daß Du gestern mit Fürst Demeter in Locaso warst, wahrscheinlich an der Gruft des Kindes, Du bist ja Herrin Deiner Handlungen, ich sage nicht, daß Du es nicht hättest thun sollen, ich möchte Dich nur — verzeih' mir, aber Du bist sehr jung — ich möchte Dich nur warnen, der Mann ist ruchlos!“

Beide schwiegen. Sofie's Züge waren verzerrt, sie nagte mit den Zähnen an ihrer Lippe, und ihre Augen blickten troßig.

„Es war heut ein ernster Tag für mich“, fuhr George fort, „ich bin eben an Todten und Verwundeten vorbei gekommen, die todt oder verwundet wegen einer Laune Fürst Demeter's, da kommen Einem merkwürdige Gedanken. Du bist schön, Sofie“, er schaute sie freundlich an, „und Du hast keine Liebe in Deiner Ehe gefunden!“

Wieder folgte ein peinliches Schweigen.

„Du weißt“, fuhr sie plötzlich rauh heraus, „Du weißt, daß ich eben zu ihm fahren wollte?“

Er schüttelte den Kopf, sie ließ ihm keine Zeit zum Sprechen und setzte hinzu: „weil ich Dich hasse!“ Dabei war sie aufgestanden und nah an ihn herangetreten: „Weil ich Dich hasse und Dich liebe, und weil Du meinen Haß und meine Liebe gleich verachtst“, wiederholte sie.

Er sah ihr in die erregten Augen: „Nicht meinetwegen, Deinetwegen gehe nicht hin!“

„Siehst Du“, fuhr sie immer leidenschaftlicher werdend fort, auch das röhrt Dich nicht! Ich kann Deinen Namen durch den Schmutz der Straßen ziehen, und Du“

„Du irrst“, unterbrach er kalt, „Fürst Demeter hätte mir wegen Deiner gestrigen Spazierfahrt Rechenschaft geben müssen, auch wenn nicht Alles so gekommen wäre, wie es nun gekommen ist! Doch“, fuhr er wieder freundlich fort, er erinnerte sich, daß er sie vielleicht nie wieder sehen würde, „Du trägst wenig Schuld!“

„Ich trage alle Schuld! Denn, George, ich habe Dich geliebt, seitdem ich Dich zuerst gesehen, mit der Liebe, die nicht fragt, was er ist, und wie er ist! Und als ich meine schönsten Träume erfüllt sah, als ich Deine Frau wurde, da dachte ich, der Himmel thäte sich mir auf, nun würde ich es Dir sagen können. Aber es blieb immer dasselbe, ich hatte Dich scheinbar, aber Dein Wesen war mir so fern, als in den ersten Wochen, wo ich Dich kannte, und wo ich um Dich die Nächte durchweinte. Das ist eben Deine Natur, daß Du Dich nicht giebst, denn Du hättest mich ja nicht geheirathet, liebestest Du eine Andere!“

Es war keine Frage, die sie stellte, es war wieder ein Ausbruch der kindlichen Zuversicht, die sie früher in ihn gesetzt. Er erröthete vor ihren Worten.

„Und wenn ich nun eine Andere liebte?“ fragte er.

„Dann wäre ich glücklich, weil Du mich dann auch einmal lieben könntest!“

„Und unterdeß fährst Du zu Fürst Demeter!“ fiel er höhnend ein. „Nein, Sofie, eine Frau, die sich für verschmähte Liebe derart rächt — die weiß nicht, was wahre Liebe ist! Wir haben uns eben Beide durch Phrasen bethört! Gieb mir die Hand zum Abschied, wir wollen jeder seiner Wege gehen, verzeihe mir, wie ich Dir verzeihe!“

Sie war bei seinen letzten Worten in einen Lehnsstuhl zurückgesunken. „Nein, ich verzeihe Dir nicht“, sagte sie hart, „nie verzeihe ich Dir, wenn Du eine Andere geliebt, und ich will auch Deine Verzeihung nicht!“

Er ging aus dem Zimmer, er erwartete die Forderung Fürst Demeter's auf dem Redactionsbureau, er erkundigte sich aber, ob vielleicht etwas für ihn im Hause abgegeben worden sei. Nein, es war Niemand dagewesen. Als er die Stufen hinabging, fiel ihm noch einmal ein, daß Sofie morgen in Verzweiflung sein würde, wenn er etwa getötet würde, und sie nicht wenigstens im Guten von einander geschieden seien. Er war es ihr schuldig, noch einmal zurückzukehren.

Sie lag noch regungslos im Lehnsstuhl und starrte thränenlos vor sich hin; sie hatte gehofft, er würde wieder kommen, nun er aber kam, rührte sie sich nicht.

„Ich muß die Nacht über des Druckes wegen auf der Redaction bleiben“, sagte er, „Gute Nacht, Sofie; laß die Diener aufbleiben, ich sorge mich, daß Dir etwas geschieht. Soll ich Dich nicht lieber zu den Eltern bringen?“

„Nein, ich ziehe vor, allein hinzufahren!“

„So laß mich Dich an den Wagen bringen!“

„Nein, ich will noch etwas warten!“

„Adieu, Sofie!“ sagte er darauf.

„Adieu“, erwiderte sie, und er ging fort.

„Und warum sollte ich nicht das Glück haben, den Fürsten zu tödten!“ dachte er sich, ihm schien das Leben plötzlich sehr reizvoll, nun er nah daran war, es zu verlieren.

In demselben Augenblick packte ihn Jemand bei der Schulter. Es war eine dunkle Nacht und die Lampen in den Straßen waren nicht angezündet worden, doch erkannte George augenblicklich den Fürsten Demeter.

„Wir können unsere Angelegenheit ja gleich hier regeln“, sagte dieser mit höhnischer Stimme, „wir sparen uns die Sefun-

danten und ein Paar Tropfen Blut mehr auf der Straße merkt man nicht!"

„Ich ziehe den gebräuchlichen Weg vor“, entgegnete George ruhig und wollte weiter gehen.

Es war sehr still in der engen Straße, sie war wie ausgestorben, Fürst Demeter hatte wohl gewußt, wo er George anhielt.

„So schieß' ich Sie hier wie einen Hund nieder, mir paßt ein Duell nicht!“ war des Fürsten Erwiderung.

George sah sich um, wenn er Lärm machte, kam vielleicht ein Trupp Soldaten, aber bis dahin war er erschossen und Fürst Demeter entflohen.

„Hier haben Sie zwei Revolver, wählen Sie welchen Sie wollen und schnell“, fuhr der Fürst fort.

„Ich will nicht sterben“, sagte sich George und traumhaft slogen die ihm lieben Gestalten an seinem Blick vorbei, „ich muß ihn tödten!“

Die Revolver waren einander gleich, George ergriff einen von ihnen.

„Jeder hat sieben Schüsse“, setzte der Fürst hinzu, „wir hören nicht eher auf, als bis Einer von uns todt ist!“

„Einverstanden“, erwiderte George und begann zu zählen.

Beim ersten Schuß stürzte George zu Boden. Fürst Demeter widerstand der Versuchung, ihm der Sicherheit wegen noch ein paar Schüsse in die Brust zu feuern und kehrte langsam heim. Es blieb Alles still in den Straßen, man hatte zu viel Schüsse im Laufe des Abends gehört, um sich um einige mehr zu kümmern. Fürst Demeter bestieg den auf dem Hof seines Palastes ihn erwartenden Reisewagen und fuhr endlich einmal auf sein Gut — geschehen konnte ihm nichts, die Russen standen ja hinter ihm. Es war ein Ehef gewesen, den er am heutigen Tage erlitten, aber er hatte ihm wenigstens die Befriedigung eingebracht, daß er ein ihm unangenehmes Gesicht nicht mehr zu sehen brauchte. Beim nächsten Versuch würde

der Aufstand gelingen, im Uebrigen hatte er auch gerade genug von der Politik, er würde jetzt die neue Pflugmaschine, die er selbst verbessert, auf seinen Acker in Anwendung bringen. Schade war, daß er Sofie gestern hatte entkommen lassen, der Trotz gegen den Anderen konnte sie nun nicht mehr reizen, sich ihm in die Arme zu werfen und es wäre doch mal etwas Neues gewesen; zwar, wäre sie gestern sein gewesen, würde das ja heute Vergangenheit sein, also so, als ob es nie gewesen wäre. So legte sich Fürst Demeter die Achseln zuckend in seinem bequemen Wagen zurecht und schlief ein.

Nicu Navru wartete ein, zwei Stunden auf dem Redactionsbureau George Belescu's auf des Letzteren Kommen. Als es fast Mitternacht wurde, fing er an, sich zu beängstigen, die Zeitung konnte ohne George nicht fertig gestellt werden, das wußte er, und von welcher Wichtigkeit es war, wußte er auch, warum kam er nicht? Von einigen Gehülfen auf der Druckerei hatte Nicu erfahren, welchen Anteil George an den Vorgängen auf dem Rathausplatz genommen, wenn ihm was geschehen wäre? So machte sich Navru mit noch zwei Anderen auf, um in Belescu's Haus nachzufragen. Ehe sie aber dahin gelangten, einige Straßen weit nur von dem Redactionszimmer entfernt, versperrte ihnen ein menschlicher Körper fast den Weg.

„Um Gottes Willen, er ist es“, rief Nicu und warf sich über ihn auf die Erde, „er ist todt!“

„Nein, er ist nicht todt“, sagte Einer der Anderen, „wir wollen ihn in die Redaction schaffen.“

Sie trugen ihn alle Drei schweigend bis dorthin, dann machte sich Einer auf, um einen Arzt zu suchen. Sie hatten ihn dort im Bureau auf ein kleines Ledersofa gelegt und so viel Licht, wie sie hatten, herbeigeschafft.

„Er ist todt“, sagte Nicu noch einmal, nachdem er ihn untersucht, „die Augel ist gerade in's Herz gegangen. Er hat sich selbst erschossen, seine Hand hielt den Revolver krampfhaft fest.“

„Warum sollte er sich erschossen haben? Ob nicht Fürst Demeter dahinter“ — —

Navru machte ihm ein Zeichen zu schweigen, denn der Arzt trat ein. Derselbe constatirte, daß der Tod schon vor einiger Zeit erfolgt sei und machte sich auf, der jungen Wittwe ihr Unglück mitzutheilen. Auch Nielu ging fort und machte sich langsam auf nach Hause. Er war sehr erschüttert von dem plötzlichen Tode seines Freundes und fürchtete sich noch mehr, die Nachricht seiner Frau zu bringen.

XII.

Es war der Abend des nächsten Tages. Sofie hatte die Augen nicht geöffnet, seitdem man ihr die Kunde von dem Tode ihres Mannes gebracht, sie lag wie in einem Starrkrampf, ein herzzerreibender Schrei war ihr entfahren, und seitdem rührte sie sich nicht. Aber ein Gedanke war wach und klar in ihr: „Es ist zu spät, es ist zu spät, ich kann ihm das gute Wort nie mehr sagen, nimmer seh ich ihn wieder!“ Ihre Eltern waren um sie beschäftigt gewesen, der Arzt hatte aber gemeint, es wäre am Besten, sie jetzt in der halben Ohnmacht zu lassen, ihr die Ruhe zu gönnen; so hatten sie sich beide zurückgezogen. Nur eine Ampel brannte im Zimmer und erleuchtete es schwach, als Sofie ganz zu sich kam; sie sah sich vorsichtig um, ob auch Niemand da sei, der sie bewache, dann tastete sie sich leise vom Bett herunter. Sie wollte ihren Mann noch einmal sehen, und sie fürchtete, man ließe sie nicht, und jetzt war er doch ihr, einzige ihr, da sie ihn getötet! Wo mochte er aufgebahrt sein? Leise entzündete sie sich ein Licht und ging erst in den Saal, der aber leer war, dann in sein Zimmer. Dort lag er, auf einem großen Divan, wie ein Schlafender; die Spuren seines Falles waren von den Haaren und dem Anzug entfernt, aber die Kleider, in

denen sie ihn zuletzt gesehen, trug er noch. Ihm zu Häupten brannten Wachskerzen, und neben seinem Lager kniete eine Frau.

Sofie schrak zusammen, als sie Paula's entstellte Züge erkannte, Paula aber ging auf sie zu, umschlang sie und sagte einfach:

„Ich bin gekommen, mit Dir die Leichenwacht zu halten; wir Beide haben ihn geliebt!“ Dann verschloß sie die Thür. Sofie war keines Wortes mächtig, Paula nahm ihr das Licht aus der Hand und sagte leise:

„Sieh, wie schön er schläft!“

„Nein, er schläft nicht!“ schrie Sofie auf, „er ist todt, ich habe ihn getödtet. Weißt Du, Paula“, fuhr sie ruhiger fort, „weißt Du, wie ich ihn geliebt? Mit der Liebe glühenden Lavastrom wollt' ich ihn versengen, und nun verbrenn' ich selber an der unlöschenbaren Gluth! George“, und sie warf sich über seine Leiche, „höre mich nur noch einmal und sage mir, daß Du mir vergeben!“ Und sie blieb regungslos liegen.

„Wie soll sie es auch ertragen“, flüsterte Paula, „sie war ja seine Frau!“

Dann ging sie und holte Hülfe, damit man Sofie zurück auf ihr Bett trüge.

„Nehmt ihn mir noch nicht fort, laßt ihn mir wenigstens todt noch“, rief Sofie noch einmal, dann verfiel sie wieder in ihren Starrkrampf.

Paula blieb allein bei George, sie sah ihn an und träumte von vergangenen Zeiten, sie streichelte seine Hand und konnte nichts mehr denken! Wie sollten ihr auch noch Gedanken kommen, nun er nicht mehr war, dem sie dieselben hätte sagen können! Nach einer Weile stand sie auf, es war spät geworden, und fuhr nach Hause.

„Ihr Mann erwartete sie mit schwerem Herzen. „Paula“, sagte er vorwurfsvoll, „wo warst Du?“

„Wo ich war?“ entgegnete sie. „Bei dem Manne, den

ich liebe, und wenn Du noch Ehre im Leibe hast, so tödtest Du mich darum!"

Er sah sie starr an, er glaubte, sie sei wahnsinnig geworden, sie aber fuhr fort: „Ich war bei dem Manne, den ich hätte heirathen sollen, bei dem Manne, dem jeder meiner Gedanken, jedes meiner Gefühle gehört, zu dessen Füßen ich hätte sterben mögen, und ohne den ich nicht leben will!"

„Paula", sagte ihr Gatte ganz wirr, „ich beschwöre Dich, schweige!"

„Nein, ich schweige nicht, ich habe schon zu lange geschwiegen, weil ich sein Geheimniß nicht verrathen durfte. Ich will nicht, daß das Kind geboren wird, selbst leblos soll es nicht zur Welt kommen, hörst Du nicht? Tödte mich!"

„Das Kind! Das Kind — ist sein Kind", fragte er athemlos.

Sie lachte unnatürlich laut auf.

„Nein, die Liebe, von der ich rede, trägt keine Frucht. Nein, weil es Dein Kind ist, darum will ich es nicht sehen. Ach, wäre es sein! Siehst Du denn nicht, daß jeder Blutstropfen in mir vergiftet ist, sei nicht kleiner, als wir Alle hier schon ohnedem sind, erlöse mich und Dich!" und damit warf sie sich ihm zu Füßen.

„Großer Gott, sie ist wahnsinnig!" stöhnte er und richtete sie auf. Sie aber brach plötzlich in Thränen aus, und nun sie weinte, schwieg sie und am nächsten Morgen, während die Glocken zur Beerdigung George Belescu's läuteten, wurde ihr kleines Töchterchen vor der Zeit und todt geboren.

Beri kam zu Navru, um sich nach Paula's Befinden zu erkundigen und theilte ihm zu gleicher Zeit mit, daß seine Frau gestern Abend mit Costica Petru nach Paris durchgegangen sei.

Navru erbleichte. „Er hätte wenigstens die Beerdigung seines Schwagers abwarten können", stieß er heraus. Beri fuhr fort: „Ich habe die Scheidungsklage eingereicht, der

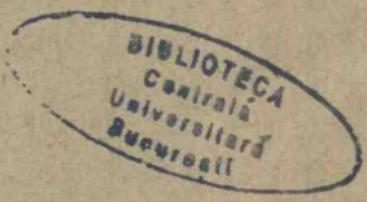
Kinder wegen, meine Mädchen wachsen schon heran, da muß ich an das schlechte Beispiel denken!"

Navru schwieg. Veri brach darum das Gespräch darüber ab und begann von etwas Anderem.

"Heute hält der neue, fremde Fürst seinen Einzug in der Hauptstadt! Ob nun nicht Alles anders wird?" fragte Nicu schließlich.

"Was Alles?" entgegnete Veri bitter, „auf rossenden Steinen wächst kein Moos, und Fürst Demeter lebt noch!"

**VERIFICAT
2017**



**VERIFICAT
2007**

Verlag von Fr. Thiel in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der neue Tanhäuser.

(Auf holländischem Papier.)

Elste vermehrte Auflage.

Gehestet 3 M. 60 Pf., gebunden 4 M. 50 Pf.

Tanhäuser in Rom.

(Auf holländischem Papier.)

Vierte vermehrte Auflage.

Gehestet 3 M. 60 Pf., gebunden 4 M. 50 Pf.

Beide Werke in einem Bande geb. 8 M.

Erinnerungen

aus meinem Leben

von

Osko. von Corvin.

Verfasser von „Cäsars illustrierte Weltgeschichte“, „Pfaffen-Spiegel“ und
„Goldene Legende“.

3. Auflage. In 4 Bänden zu je 27—30 Bgn. Geh. 9 M., geb. 12 M.

Schalk.

Blätter für deutschen Humor.

Herausgegeben von

Ernst Ecke Stein.

Wöchentlich eine Nummer. Preis 25 Pf.

Vierteljährlich M. 2. 80.

Band I., II., III., IV., V., VI. broschirt
à 4 M. 80 Pf. Band I., II., III., IV.,
V., VI. gebunden (Titel in Farbendruck)
à 6 M. 30 Pf. Einbanddecken à 1 M.

Das Thierreich

im Volksmunde.

Eine humoristische Naturgeschichte. Von
Dr. W. Medicus. Gehestet 4 M., ge-
bunden 5 M.

Die niedere Thierwelt.

im Dichter- und Volksmund. Von Dr. W.
Medicus. Gehestet 1 M. 50 Pf., ge-
bunden 2 M. 50 Pf.

Sprachvergleichend Indo-germanische Ballade über die Wurzel

„pr d“.

Von

Max Müller dem Jüngsten.

Mit 13 Illustrationen. Auf holländischem Papier. Mit Pergament-Umschlag.
Preis 1 Mark.

Verlag von Fr. Thiel in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Schalk-Bibliothek.

Preis pro Heft M. 1.—

Heft 1. Geographische Kalauer. 1. Abtheilung. Mit 38 Illustrationen. — Heft 2. Dasselbe. 2. Abtheilung. Mit 28 Illustrationen. — Heft 3. Heitere Geschichten von Dr. Oberbreyer. Mit 12 Orig.-Illustrationen. — Heft 4. Neue Beiträge zur Deutschen Literaturgeschichte. Mit 21 authentischen Bildnissen. Von Chrys. Em. Sammelrind. — Heft 5. „Der Handschuh“ von Schiller. Eine polyglotte Studie (mit 14 fremdländischen Uebersetzungen, Parodien &c.). Mit 24 Illustrat. — Heft 6. Papua und Kulturmensch. Mit zahlreichen Illustrationen. — Heft 7. Ein Don Juan-Examen. Von Koppel-Ellfeld. Mit zahlr. Illustrationen. NB. Sämtliche 7 hefte sind auch gebunden à M. 1.50 oder in einem Band gebunden à Mk. 6.— zu haben.

Schalk-Kalender pro 1882.

Zweiter Jahrgang.

Herausgegeben von Ernst Eckstein.

8°. 112 S. Preis 1 M.

In höchst wirkungsvollem Buntdruck-Amschlag; feinstcr Ausstattung in Both- und Schwarzdruck; mit vollständ. Kalendarium.

Der Inhalt besteht nur aus
Original-Artikeln.

Der Besuch im Carcer.

Bon

Ernst Eckstein.

50. Auflage.

Geheftet 1 M., geb. 1 M. 50 Pf.

„1793.“

Roman von Victor Hugo. Deutsch von L. Schneegans. — Billige Ausgabe mit 64 Illustrationen. In 12 Lieferungen à 50 Pf., in 1 Bd. elegant geb. 8 M. — 64 Illustrationen mit kurzem verbindendem Text (als Separat-Ausgabe). 2 M. 50 Pf.

Mozart

nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen von Dr. Lud. Nohl. 12 Lieferungen à 50 Pf. In 1 Band geheftet 6 M., in 1 Band elegant gebunden 7 M. 50 Pf.

Der Leuchtturm von Livorno.

Novellen von Ernst Eckstein. Zweite Auflage. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Neugermanische Drehorgel.

Eine Sammlung

humoristischer, komischer, burlesker und wahnwitziger Musenklänge.

Mit ca. 100 Illustrationen. Preis 1 M.

Victor Hugo und seine Zeit.

Ca. 500 Seiten mit 70 Illustrationen. Groß Octav.

Preis 3 Mark.

In 10 Lieferungen à 30 Pf.